

Pastor Wilhelm Busch



Pastor Wilhelm Busch, ein fröhlicher Christ

Zweiter Band der Sammlung

Menschen, die den Ruf vernommen

Es erschienen bis jetzt:

- Band 1 Bodelschwingh
Band 2 Pastor Dr. Wilhelm Busch
Band 3 Pestalozzi
Band 4 Philipp Jakob Spener
Band 5 Graf M. M. Korff
Band 6 S. H. Haden
Band 7 Prof. D. Julius Richter
Band 8 Otto von Bismarck
Band 9 Johann Christoph Blumhardt
Band 10 Johannes Geßner
Band 11 Martin Luther
Band 12 Baronin Wurm von Sink
geb. Gräfin Sottum
Band 13 J. Hudson Taylor
Band 14 C. H. Rappard

Die Reihe wird fortgesetzt

2. Auflage. 6. bis 10. Tausend

Copyright by

Brunnen-Verlag Gießen 1937

Printed in Germany

Druck von Münchow'sche Universitäts-Druckerei

Otto Kindt GmbH in Gießen

Pastor Dr. Wilhelm Busch **ein fröhlicher Christ**

**Geschichten
und Erinnerungen**

**Von seinem Sohn
Wilhelm Busch-Essen**

6. bis 10. Tausend



Brunnen-Verlag Gießen und Basel

Inhaltsverzeichnis

| | |
|----------------------------------|-----------|
| Pastor Dr. Wilhelm Busch, | |
| ein fröhlicher Christ | 5 |
| Wie er war | 7 |
| Wie er wurde | 15 |
| Ein festlicher Einzug | 25 |
| Die Pfarrfrau | 27 |
| In Dahleau | 31 |
| Eiberfeld | 32 |
| Frankfurt am Main | 41 |
| Im Weltkrieg | 52 |
| Die Kellner | 56 |
| Die Gemeinschaft | 58 |
| Mancherlei | 60 |
| Der Heimgang | 63 |

Pastor Dr. Wilhelm Busch

ein fröhlicher Christ

Es war einmal — so fangen ja nun Märchen an. Was aber hier erzählt werden soll, ist nicht ein Märchen, sondern eine wirkliche und geschene Lebensgeschichte. Es ist die Lebensgeschichte eines Mannes, der nicht in der Weltgeschichte eine Rolle spielte, dessen Name nicht durch die Zeitungen ging. Der Mann hatte auch nicht große Ehrenstellen. Und doch ist sein Name im ganzen deutschen Vaterland und auch darüber hinaus bekannt gewesen bei vielen Menschen. Denn er war ein Mann, von dem ein großer Segen ausgegangen ist.

Darum lohnt es sich schon, ein wenig von ihm zu erzählen, wenn er auch nur ein evangelischer Pfarrer war. Ich könnte mir denken, daß manch einer dies Büchlein am liebsten jetzt gleich zumachen möchte: „Ja, du liebe Zeit! Ein Pfarrer! Für diese Gesellschaft habe ich nichts übrig!“

Gewiß, es ist fast ein bißchen Mode geworden, unfreundliche Dinge über Pfarrer zu sagen. Aber warum soll man nicht auch einmal freundliche Dinge aus einem Pfarrerleben lesen. Vielleicht ist es gerade in unserer Zeit recht angebracht, ein wenig aus dem Alltag, dem Kampf und dem Leben eines evangelischen Pfarrers zu hören. —

Also: Es war einmal ein Mann, der war von Natur ein recht unfreundlicher, griesgrämiger und verdrießlicher Mensch.

Wenn er des Morgens zu seiner Arbeitsstelle ging — es war in Frankfurt am Main — dann führte ihn sein

Weg an einem freundlichen Hause vorbei, vor dem im Sommer immer ein Rosenstock blühte.

Und immer gerade, wenn der Mann vorbeiging, um 7 Uhr 15, dann erscholl aus dem Hause ein kräftiger und heller Morgengefang. Da erklang es:

Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
schick' uns diese Morgenzeit
deine Strahlen zu Gesichte.
und vertreib' durch deine Macht
unsre Nacht.

Am nächsten Tage erklang es dann:

Nun lob' mein' Seel' den Herrn,
was in mir ist den Namen sein

Diese Lieder, Töne und Klänge gingen dem Manne, der draußen vorbeiging, ins Herz. Es war, als wenn ein Strahl aus dem „Morgenglanz der Ewigkeit“ ihn getroffen hätte und Licht in sein Leben brächte. Da hat er's dann darauf angelegt, jeden Morgen „sein“ Lied zu hören.

Und er ging recht langsam, wenn er an dem Hause vorbeiging. Erst wenn der letzte Ton verklungen war, wurde der Schritt wieder beschleunigt.

Viel später, als Pfarrer Dr. Busch längst begraben war, als andere Menschen in dem freundlichen Hause wohnten, da hat er davon erzählt: „Wissen Sie, ich hab' für Kirche und Christentum eigentlich nie was übrig gehabt. Aber wenn der Pfarrer Busch mit seiner großen Familie Morgenandacht hielt, — das kann ich nicht vergessen.“ Und er war doch nur ein Zaungast gewesen.

So war das mit diesem Pfarrer und Doktor der Philosophie Wilhelm Busch. Es gingen Wirkungen von ihm aus, ganz starke Segenswirkungen.

Wie er war

Natürlich, wenn ich von einem Menschen erzählen will, dann muß ich erst ein wenig beschreiben, wie er äußerlich ausah.

Er fiel auf, wenn er daher kam.

Nicht durch Eleganz, beileibe nicht! In Punkt Kleidung lehnte er für seine Person allen unnützen Kram und alle Unbequemlichkeiten der Mode ab. Er besaß unter seinen Schuhen ein unsterbliches Paar. Das nannten seine Kinder bloß „die Elbkähne“. Die waren ihm am liebsten.

Und mit den Hüten war er auch so merkwürdig dran. Für sein Format paßten die Hüte der gewöhnlichen Sterblichen gar nicht. Da hatte er denn so einen Hutladen an der Hand, dessen Besitzer ihn zuweilen benachrichtigte: „Ich habe einen für Sie.“

Ach und erst in den Ferien! Da trug er einen merkwürdigen braunen Kragen, der anstelle der Krawatte ein paar Troddeln hatte. Und der graue Lodenkittel! Und ganz hinten im Genick saß ein ganz kleines Reisekappchen. Aber so gefiel er seinen Kindern am besten.

Daß ich nun nicht einen falschen Eindruck erwecke! Wie würdig sah er aus, wenn er des Sonntags so festlich mit dem Gehrock und der weißen Krawatte erschien. Und wie stattlich sah er aus in Frack und Lackschuhen mit den Orden auf der breiten Brust.

Aber der aufmerksame Leser merkt schon, daß ich eigentlich jetzt so ein bißchen in Verlegenheit bin. Es gibt tatsächlich Leute, — wenn man bei denen die Uniform und die Kleidung beschrieben hat, dann hat man die Hauptsache von ihnen gesagt. Und es bleibt nicht viel anderes von ihnen zu erzählen übrig.

Und es gibt andere, bei denen ist es eigentlich ganz gleichgültig, was sie anhaben. Man sieht das eigentlich gar nicht, weil die Persönlichkeit alles beherrscht.

Und so war das mit Busch. Wie gesagt, er fiel auf, wenn er daher kam, dieser starke, große, kräftige Mann

mit dem markanten Spitzbart und dem starken Schnurrbart, mit diesem ausdrucksvollen Gesicht, in dem ausgelassene Freude und tiefer Ernst oft in seltsamem Kontrast wechselten.

Ja wirklich, daß Christen nicht Kopfhänger und Mucker sind, das hat dieser Mann seiner Umgebung vorgelebt. Wie sollte auch ein Mensch, der Frieden mit Gott hat, ein Kopfhänger sein können!

Ich weiß noch deutlich, wie er einmal mit seinen Kindern an den Rhein fuhr. Kaum waren sie aus dem Zug und marschierten die herrliche Straße unter Schloß Rhein-stein, da sagte er: „Kinder, ich muß mich erst mal ausschreien.“ Und dann fing er an zu — brüllen und zu jodeln und zu rufen vor unbändiger Lebensfreude und Ferienstimmung. Oder sie lagen in ihrer lieben „Rauhen Alb“ auf irgendeinem hohen Berg und genossen den Blick in das stille Waldtal. Da konnte er dann aufspringen: „Kommt, wir Buben laufen eben hinunter!“ Und schon stürmt die wilde Jagd zu Tal. Oder die Kinder legten sich der Länge nach an einen Wiesenhang. Und dann zählte er „1, 2, 3!“ Dann gab's ein „Wettkugeln“ den Berg hinunter, und er hatte seinen Spaß, wenn alles Kindergebein tüchtig durcheinander flog. Ja, so lustig und ausgelassen konnte er sein.

Er hatte einen goldenen Humor. Als Kandidat schon schrieb er seiner Braut: „Ein heiteres Temperament und ein guter Humor ist auch eine Gabe Gottes, und zwar eine sehr wertvolle.“ Man verwechsle Humor ja nicht mit Narrheit. Das ist Narrheit, wenn einer alles „lustig“ findet und alles Große und Edle lächerlich macht. Das aber ist Humor: Im Leben das Fröhliche und Komische sehen und sich daran freuen.

Rechter Humor sieht ja nicht nur das Fröhliche, er schafft auch Fröhlichkeit. Da fuhr einmal die ganze Familie Busch in die Ferien in einem Abteil der vierten Klasse: Großes Gedränge, brütende Hitze, Stimmung bei

allen Mitreisenden: Gewitterschwüle. Einer fährt jetzt los. Ganz aufgereggt schimpft er über die Bahnverwaltung, die Mitreisenden, die Kinder und was ihm gerade alles einfällt. Pfarrer Busch sucht ihn zu beruhigen. Jener aber fährt ihn an: „Lieben Sie etwa das Gedränge?“ „Nee“, sagte er trocken, „ich liebe meine Frau!“ und schaut sie strahlend an. Da war der Bann gebrochen. Alles lachte, und es gab eine fröhliche Fahrt .

Er konnte aber auch ernst werden. Welch heiliger Ernst lag über diesem Manne, wenn er auf der Kanzel stand!

Und wie hatten die Kinder Respekt, wenn er etwa in den Tumult bei Tisch hinein so langsam und nachdrücklich mit dem Serviettenring auf den Tisch klopfte. Dann wurde es ruhig!

Ich kann mir denken, wie jener Kranke damals erschrocken ist, als er ihn so andonnerte. Das ist eine köstliche Geschichte:

Da hört Busch in Elberfeld von einem Schwerkranken. Sofort macht er sich auf, den Mann zu besuchen. Aber kaum hat er das Zimmer betreten, da fährt der auf: „Du verdammter Pfaffe! Wenn ich dir doch noch an den Hals könnte . . .!“ Da donnert ihm die Antwort entgegen: „Und du unverschämter Kerl! Du hältst jetzt sofort deinen ungewaschenen Mund!“ Der Mann stußt, ist tief erschrocken — das kam doch etwas zu unerwartet. Aber dann fängt er an zu lachen, und nun kann sich Busch zu ihm setzen, und die beiden wurden noch gute Freunde.

Diese drastische Art war ja nur eine Seite seines Wesens. Auf der anderen Seite konnte er so überaus fein und zart sein. Davon weiß manche betrubte Seele etwas zu sagen, der er in Stunden großer Traurigkeit und Anfechtung helfen konnte. Es liegt ja wohl auch auf dieser Linie, daß sein treuer Küster nach seinem Tode erzählte: „Er hat mich nie als Untergebenen behandelt.“

Es ging eben alles aus der Liebe.

„Strebet nach der Liebe“, war die Melodie, die Busch's Schritte durchs Leben begleitete. In großen aber auch kleinen Dingen hieß es bei ihm: „Strebet nach der Liebe!“ Und dieser klingende Ton hörte bei ihm auch nicht beim Alleräußersten auf, nicht einmal beim Essen. Wie manches hat er gegessen, nur weil ihm die Melodie von der Liebe im Herzen klang. Denke ich nur an die Tauffeier in jener kleinen Arbeiterwohnung! Der kleine Täufling lag wieder in der Wiege, die Taufgeräte waren beiseite gerückt, und die Mutter hatte mit dem Schönsten, was ihr dürftiger Haushalt aufwies, einen „Festisch“ gedeckt. Sie freute sich. Pfarrer Busch hatte ja versprochen, noch ein Viertelstündchen zu bleiben und „ein Köppken Trost“ mitzutrinken. Mit vor Eifer geröteten Wangen kommt sie von der Küche herein mit der großen Kanne. Ihrem strahlenden Gesicht sieht man's an, heute ist der Kaffee mal fein, nicht so dünn wie sonst. Ja, der soll dem lieben Gast schmecken. Jetzt nur schnell eingeschenkt, solange er noch so gut heiß ist! Aber o weh, die Schnauze ist verstopft! Nichts läuft durch! Aber die eifrige Frau weiß sich zu helfen; erst schüttelt sie ein wenig; als das nichts nützt, nimmt sie kurz entschlossen die — Haarnadel aus ihrem Haar und bohrt solange in der Schnauze, bis der braune Trank sich voll und schön in die Tasse ergießt. Und Busch schüttelt sich nicht, er zuckt nicht, er dankt mit seiner warmherzigen Art und trinkt strahlend die Tasse aus und läßt der Frau das schöne, frohe Gefühl: „Unser Kaffee hat aber Pfarrer Busch fein geschmeckt!“

Um der Liebe willen zu seinem armen Volk begnügte er sich auch in der Kriegszeit mit der kärglichen Ration, die jedem vorgemessen war, er traute es seinem Gott zu, daß er ihn und die Seinen auch mit Wenigem durchbrächte. Fröhlich setzte er sich in den schweren Jahren zu Tisch und machte es seinen Kindern vor: „Nicht, was wir essen, ist wichtig; aber daß wir beisammen sind, das ist ein Fest!“ Er aß wacker voraus, auch wenn es immer

und immer wieder Steckrüben gab, so daß die Kinder nicht anders konnten, als ihm nachzutun; denn irgendeinen Tadel gegen „Gottes Gabe“ duldete er nicht.

Aus der Liebe heraus kam bei Busch auch die unbegrenzte Gastfreundschaft, die jedes Gemeindeglied wie zur Familie gehörig behandelte und besonders den heimatfernen Jugendlichen das Haus öffnete. Es ist wunderbar, daß Pfarrer Busch, wenn er müde und abgespant aus der Gemeinde oder von Sitzungen kam, die Gäste gar nie zuviel wurden, ja, daß er sich fröhlich sofort ihrer annahm. Und es ging oft lebhaft her. Neben mancherlei Kostgängern, die hier Herberge fanden, gingen viel Gäste aus und ein. Manchmal waren es tage- und wochenlang 16, 17 ja 20 Menschen zu Tisch. Ein paar Briefstellen sollen einen Einblick geben in das köstliche Leben und Treiben: „.... Heute ist Herr H. abgereist. Er kommt in 14 Tagen noch einmal. Weil alles belegt war, haben wir ihm nachts ein Feldbett im Konfirmandensaal aufgeschlagen“ „.... Unsere englischen Damen haben wir sehr lieb. Gestern hat ein Herr mit uns Kaffee getrunken, der nur französisch sprach. Dazu Missis, die nur englisch kann. Zum Abendbrot kam ein italienischer Pfarrer. So haben wir das Hotel „International““ „.... Gestern war ein Missionar von der Sudan-Pioniermission mit einem braunen Mann bei uns“ Große und Kleine im Reiche Gottes, Heilige und Unheilige kamen und gingen und ließen nicht nur Anregung, sondern auch Segen zurück. Alle diese Vielen wurden von Pfarrer Busch angezogen und durften, wenn sie kamen, seine fröhliche, herzliche Liebe spüren. Und diese Liebe öffnete ihm die Herzen, daß er vielen mehr geben konnte als nur Speise und Trank an seinem Tische. Er ist da, wie Paulus sagt, „allen allerlei“ geworden. Das war ja nicht nur bei seinen Gästen so. Die Liebe trieb ihn, auf jeden, der ihm in den Weg kam, einzugehen, soweit er konnte.

Und singen und klingen mußte es in seinem Hause. Er selber war ein Meister der Musik. Sein Freund schreibt

einmal von ihm: „Mir ist es bei dem Musizieren mit Busch aufgefallen, wie tief er eingedrungen war in die Schönheit der klassischen Musik. Besonders erquicklich war es zu hören, wenn er die Choräle auf seinem Instrument spielte. Das mutete uns an, als ob seine ganze Glaubenskraft und Glaubensinnigkeit aus seinen Fingern sprühte, wenn er die Tasten berührte. Aber auch mit den Klassikern der Musikwelt, namentlich mit Beethoven, stand er auf vertrautem Fuß....“

Ein lustiges Erlebnis verdankte er einmal seiner Musiziererei: Auf einer Wanderung in der Schweiz war er in einem Gasthause eingekehrt. Nach Tisch setzte er sich ein wenig ans Klavier und spielte eine fröhliche Weise. Die Gäste horchten auf. Da kam der Wirt, legte dem vermeintlichen Musiker die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie können vier Wochen lang bei mir bleiben! Freie Station, gutes Essen! Sie brauchen nur jeden Tag ein wenig Musik zu machen.“ Da lachte Busch: „Nein, das geht nun leider nicht.“ „Und warum nicht?“ „Weil ich ein großes Pfarramt versehen muß.“ Da schaute der Herr Wirt groß auf und meinte dann: „Nix für ungut!“ Busch aber spielte ihm noch eins umsonst.

Da ging einmal der Mann von der „Wach- und Schließ-Gesellschaft“ morgens um vier Uhr am Hause vorbei. Da sieht er zwischen den Ritzen der Fensterläden Licht hervorscimmern.

„Halt“, denkt er, „da sind Einbrecher am Werk!“ Aber als er nun seiner Pflicht nachgeht, und ins Haus eindringt, da tritt ihm Busch im Schlafrock entgegen. „Nanu, was machen Sie denn hier?“ fragen beide verblüfft wie aus einem Munde.

Und nun erfährt der treue Wächter, daß der Pfarrer wieder am Schreibtisch an der Arbeit sitzt. Mit einer Zigarre und einem herzlichen Händedruck wird er entlassen.

Ja, Busch war ein Riese, wie an unerschöpflicher körperlicher Kraft, so an Arbeitsleistung. In der Frühe des Morgens, vor Tag, pflegte er sich zu erheben, und

hatte dann, wenn für andere der Tag allmählich begann, bereits so viel aufgearbeitet, als andere kaum an einem Tag fertigbringen. „Alles, was dir vor Händen kommt zu tun, das tue frisch!“ Dieses Wort aus dem Predigerbuch paßte auf keinen Mann besser, als auf unseren Freund Busch, ebenso wie das benachbarte Wort: „So gehe hin und iß dein Brot mit Freuden; denn dein Werk gefällt Gott!“ Er handelte nicht unbedacht; aber er vergeudete auch keine Zeit damit, eine überdachte Sache nochmals hin- und herzuwenden, sondern bei ihm ging es frisch, fromm, fröhlich, frei nach dem Ja — also! Gesagt — getan! Der Schluß des Überlegens war der Anfang der Tat. Mit Selbstquälereien machte er es weder sich noch andern schwer. So war seine ganze, starke Kraft aufs Tun und Handeln gerichtet. Kein Wunder, daß solch ein Mann immer fröhlich „Herr der Lage“ war.

Da fällt mir eine hübsche Geschichte ein: Es sollte eine Sitzung stattfinden. Er hatte mich, der ich damals Kandidat der Theologie war, hingeschickt: „Geh' schon mal voraus und sag' den Herren, ich käme erst später.“ Ich bestellte das und hörte dann, wie die Herren anfangen, ihre Sache zu beraten. Sie drehten das Ding so herum und so herum, beschauten die Angelegenheit von allen Seiten. Und dann war schließlich alles so verwirrt, daß keiner mehr draus kam. Da geht die Tür auf: Busch kommt herein, groß und wuchtig. Er setzt sich. So, nun fängt alles nochmal an. Man erzählt ihm den Fall. Er sagt ein paar Worte. Und da ist auf einmal alles so selbstverständlich klar. Fröhlich gehen wir ein halbes Stündchen später heim.

Ja, und nun muß auch die Geschichte erzählt werden, die ich mit ihm einmal bei einer Festpredigt erlebte:

Ein Waisenhaus unter evangelischer Leitung feierte sein Jahresfest. Morgens war schon ein langer Festgottesdienst gewesen. Und nun hatte sich alles Volk versammelt zu einer Nachfeier im Anstaltshof. Aus der Nähe und Ferne waren Bauersleute und allerlei Festgäste zusam-

mengekommen. Und die wollten nun auch etwas mitnehmen an geistlicher Nahrung. Denen wurde es, trotz glühender Sonnenhitze, nicht zuviel, daß nun ein Redner nach dem anderen auf das Podium stieg und allerlei gute und nützliche und erbauliche Dinge sagte.

Aber ganz vorne saßen die Büblein der Anstalt. Sie saßen da in ihren dicken Festanzügen. Unbarmherzig schien ihnen die Sonne auf die kleinen Häupter. Schweißtriefend und schrecklich gelangweilt schauten sie halb schlafend nach der kleinen Kanzel, ob die Sache denn nicht bald zu Ende gehe.

Da steigt Busch auf das Podium. Auf den Gesichtern der Buben malt sich bittere Enttäuschung. „Immer noch kein Ende“, denken sie.

Aber der auf dem Podium hat Verständnis für ihre verzweifelte Lage.

„Kinder!“ fängt er an, „ich habe auch mal als Büblein in einer Kirche so lange sitzen müssen. Da wollte der Redner gar nicht aufhören. Wißt Ihr, was ich gedacht habe?“

Er machte eine Pause — die Kinder spitzten die Ohren. Sie sind jetzt auf einmal ganz wach.

„Ich hab' gedacht: Wenn doch der Deckel herunterkäme, der dort über der Kanzel hängt und deckte den Kerl zu! So hab ich damals gedacht. Und ich glaube, so denkt Ihr jetzt auch!“

Da lachen die Buben und nicken ehrlich „ja“. Einige Festgäste aber schütteln die Häupter und machen strenge Gesichter. Man sieht ihnen an, daß sie denken: Das ist aber eine sonderbare Festrede.

Der Redner hat's jetzt aber nur mit den Kindern zu tun. Die sind auf einmal ganz dabei, als er ihnen vom Frankfurter Zoologischen Garten erzählt: Daß es da einen bösen Wolf gibt, dem so manche zänkische Buben gleichen, die immer Unfrieden stiften. Und er erzählt von den Affen so lustig, daß mancher laute Lacher durch die Versammlung geht. Aber auf einmal ist alles ganz

ernst, als er davon spricht, daß so viele zerfahrene, leere, spielerische Menschen diesen Affen gleichen.

Und schließlich endigt er beim Löwen. Der sehnt sich nach der Freiheit und ist so ein Abbild des Christen, der die große Ewigkeits-Sehnsucht mit sich trägt. Aber diese Sehnsucht kann erfüllt werden. „Wir aber wollen Leute werden, die diese Ewigkeits-Sehnsucht allezeit in ihrem Herzen tragen!“

Und dann singen es Alte und Junge, Große und Kleine miteinander:

„O Ewigkeit, du schöne,
mein Herz an dich gewöhne;
mein Herz ist nicht in dieser Zeit.“

Jetzt habe ich ein wenig erzählt, wie er war. Und nachdem ich es nun getan habe, bin ich eigentlich recht unbefriedigt. Wer kann den Reichtum eines Menschenlebens schildern und erfassen!

Aber ich denke, alles das ist am besten zusammengefaßt in folgendem kurzen Gespräch:

Da sagte einst ein Freund zu ihm: „Busch, Du bist ein gesegneter Mann!“ Da antwortete er mit inniger Freude und tiefem Nachdruck: „Ja, das bin ich!“

Aber darin bestand vielleicht am meisten seine Lebenskunst, daß er das sah. Es gibt so viele Menschen, die bleiben an allen kleinen Schwierigkeiten hängen. Aber die Barmherzigkeit Gottes in ihrem Leben sehen sie nicht.

Die aber sehen und entdecken, macht fröhliche und mutige Leute.

Wie er wurde

Vor den Toren der Stadt Elberfeld, „Dorm Holz“, lag das Elberfelder Rettungshaus.

Hier verlebte Busch seine ersten Jugendjahre. Der Vater, ursprünglich Lehrer, war Leiter dieser großen Anstalt.

Wer hier groß wurde, der sah schon in früher Jugend etwas von der Not des Lebens: hier kamen Kinder her aus unglücklichen und zerbrochenen Ehen, aus notvollen Verhältnissen.

Der Vater Busch war ein ernster Mann. Er hat seine Kinder nicht verwöhnt. Er glaubte, daß er ihnen die größte Liebe damit beweise, daß er sie schon von früher Jugend an ihr Teil vom Ernst des Lebens tragen lasse.

Busch hat später oft davon erzählt, wie wertvoll für ihn diese harte und rauhe Schule gewesen sei. In keiner Weise wurden Kinder des Hausvaters vor den Anstaltskindern bevorzugt. Die freie Zeit wurde auf dem Feld oder im Garten bei eifriger Arbeit zugebracht.

„Ich weiß jetzt ganz gut“, erzählte Busch später, „daß keine Arbeit den Menschen schändet. Aber damals kam es mir doch manchmal wie eine große Zumutung vor, daß ich, der würdige Herr Gymnasiast, mit der Hacke auf der Schulter aufs Feld ziehen sollte. Ja, ich war so töricht, wenn in der Nähe des Feldes Mitschüler vorbeigingen, mich zu verstecken, um nicht von ihnen gesehen zu werden. Da wird schon in der Jugend so recht die Torheit des menschlichen Herzens offenbar: Der Arbeit mit der Faust, die für jeden eine Ehre, schämt man sich; aber mancher Dinge, die Sünde sind, schämt man sich nicht.“

Der Vater ging nicht eben zärtlich mit seinen Kindern um. Und doch, es waren schöne Jugendjahre. Denn die Kinder spürten auch bei der rauhen Erziehung die große Liebe ihres Vaters.

Da hatte z. B. jedes Kind sein eigenes Beet im Garten. Mit liebevollem Interesse half der Vater jedem seiner Kinder sein Beet zu bepflanzen.

Und wie schön waren die Sonntage, wo der Vater sich so recht den Seinigen widmete.

Am Vormittag ging's zum Gotteshause. Am Nachmittag zog alles in den Wald hinaus. Fröhlich wurde gespielt und getollt. Und dann kam das herrlichste: da

lagerte sich alles um den Hausvater ins Gras, und dann fing er an zu erzählen. So fein konnte es keiner mehr. Einmal läßt er Helden aus der Vergangenheit aufstehen. So lebendig weiß er zu schildern, daß man alles vergißt und mit dem Helden durch die weite Welt zieht und seine Abenteuer miterlebt.

Wilhelm Busch war noch ein kleiner Kerl von dreizehn Jahren. Da fand diese Jugendzeit plötzlich ihr Ende.

Ganz unerwartet starb der Vater.

Vielleicht ist das die Veranlassung gewesen, daß im Leben des Jungen etwas Wunderbares geschah: Sein Konfirmandenunterricht, den er bei dem gläubigen, prächtigen Pastor Barner besuchte, begann immer mehr, seinem jungen Leben die Richtung zu geben.

Denn die Eindrücke aus dem Sterbezimmer seines Vaters haben den Jungen nie mehr verlassen. Gewiß ist der Tod etwas Grauensvolles. Und er kann namentlich einem kindlichen Gemüt Schrecken und Entsetzen einjagen. Auch über dem Tod seines Vaters lag etwas von diesem Furchtbaren des Sterbens. Es ging zehn Tage lang durch schreckliche und schwere Leiden.

Aber über all dem leuchtete das Licht der Ewigkeit. Ja, wenn ein Kind Gottes stirbt, dann ist die Ewigkeit nahe. Und hier war ein Kind Gottes, das in Frieden mit Gott „heim ging“ nach einem arbeitsreichen Leben.

Eine kleine Episode aus dem Sterbezimmer ist uns überliefert: Da reicht die Gattin dem Sterbenden einen Löffel mit Wein und sagt: „Vater, hier hast Du eine Erquickung.“ Da richtet sich der Todkranke auf, schaut seine Frau an und sagt mit klarer Stimme: „Die größte Erquickung im Sterben ist die Vergebung der Sünden.“

Solche Eindrücke machten den Jungen aufgeschlossener, als es sonst wohl ein Knabe in diesem Alter ist.

Und der Ernst des Lebens grub seine Furchen in dieses junge Herz. Wie schwer war schon der Abschied vom Vater. Aber nun wurde die Familie auseinandergerissen.

Der Junge kam zwar zu lieben Menschen, aber es war eben doch nicht mehr die Heimat.

Dies alles war doch wohl eine rechte göttliche Vorbereitung für seine Konfirmation. Es gibt wohl nicht viel Menschen, denen ihre Konfirmation einen entscheidenden Eindruck fürs ganze Leben gegeben hat. Aber hier war es der Fall. Er bekam den Spruch: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit!“ (Jesaja 41, 10.) Der Inhalt dieses Wortes gab ihm kraftvolle Gewißheit und er hat sein Leben auf diese Gewißheit gestellt. Auf seinem Grabstein steht dies Wort eingemeißelt. So hat er's sich gewünscht, als es zum Sterben ging. Er wußte sein Leben umspannt von dem fröhlichen Trost dieser göttlichen Zusage.

Kreuz und quer in deutschen Landen führt der Lebensweg des jungen Menschen. Als er sein Abitur gemacht hat, da finden wir ihn als Studenten in Basel, in Halle und in Greifswald.

O du köstliche Studentenzeit!

Aber eines Tages gehen auch diese Zeiten zu Ende. Busch hat seine Examens-Zeugnisse in der Tasche. Der philosophische Doktorhut schmückt sein Haupt.

Wer kann den ungestümen Wegen des jugendlichen Stürmers folgen? Jetzt ist er kurze Zeit in Baden. Dann finden wir ihn wieder irgendwo in der Mark Brandenburg bei einem Pastor, „der acht Pferde, 31 Kühe und 300 Morgen Acker hat“. Wir finden ihn im Ruhrgebiet als jungen Hilfsprediger. Kurze Zeit ist er Lehrer am Niederrhein. Als Seelsorger in einer Trinker-Heilanstalt kämpft er einen heißen Kampf unter Kaufleuten, Juristen, Offizieren und Nichtstuern gegen die grauenvolle Gebundenheit unter dem Alkohol.

Doch halt! Ein kleines Erlebnis aus dieser Zeit soll hier einen Platz haben, das Busch tief ergriff und das er später noch mit tiefer Bewegung erzählte: Da war

ein Mann, ein sogenannter Quartalsäufer. Er litt nicht dauernd unter seiner Leidenschaft; nur zu Zeiten ergriff es ihn, und dann gab es kein Halten, dann trank er bis zur Bewußtlosigkeit. Mannhaft hat er dagegen gekämpft. Gerungen hat er um seine Freiheit. Aber die Leidenschaft war stärker als er. So hat er einmal — er war Hotelbesitzer — die Schlüssel zu seinem Weinkeller einem Freunde gegeben, als er merkte, daß er wieder haltlos wurde. Und dann ist er bei Nacht und Nebel unter dem Zwang seiner Leidenschaft bei sich selbst eingebrochen. Dieser Mann kam ins Asyl und wurde schwer krank. Als es zum Sterben ging, da wurde der arme Gebundene fröhlich, und sein Mund sprach als letztes die Worte des 126. Psalms: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Ruhmens sein.“

Schließlich ist Busch Hilfsprediger in Wuppertal (Barmen). Und hier lernt er nun so recht die Gemeindearbeit kennen. Es ist ein armer Bezirk, in den er gekommen ist. Und in den armseligen Wohnungen ist unendlich viel Verbitterung, ja Haß. Haß gegen alles: gegen die Reichen, gegen die Regierung, gegen die Kirche, gegen die Pfarrer.

Und durch diesen Bezirk geht nun der junge Hilfsprediger. Schon damals war er überzeugt, daß die Hausbesuche des Pfarrers ein überaus wichtiges Stück seines Dienstes sind. Von Haus zu Haus geht er. Dabei kann man müde werden! Nicht nur körperlich, sondern erst recht seelisch: überall dieselben harten Worte, überall dieselbe Ablehnung und Feindschaft.

Als er einmal sehr müde und niedergeschlagen ist, da trifft er einen Soldaten von der Heilsarmee, dem es ebenso geht, wie ihm. Da haben sie sich in einem Torbogen gegenseitig Mut zugesprochen, zusammen gebetet, und dann haben sie sich die Arbeit geteilt: der eine nahm die eine Straßenseite, der andere die andere.

Nach dem Tode Buschs fand man in seinem Schreibtisch ein paar Blätter, die wohl der Anfang sein sollten zu einer größeren Sammlung seiner Erinnerungen. Nun, er ist über den Anfang nicht hinausgekommen.

In diesen Blättern lesen wir ein wenig aus seiner Hilfspredigerzeit. Er schreibt da:

„Wenn ich heute in den Blättern meiner ersten Amtsjahre blättere, dann kommt über mich das Gefühl tiefer Beschämung, daß ich unendlich vieles in jugendlichem Eifer verkehrt angefaßt habe, daß ich manches versäumt habe, daß ich in meinem Christenlauf nicht ernst und entschieden genug war, und daß ich das einfache, klare Evangelium von Jesu, dem Sünderheiland, längst nicht einfach und klar und volltönend genug verkündigt habe. Aber je mehr ich an das alles denke, desto größer erscheint mir die große Barmherzigkeit meines Herrn, der ungeachtet all der großen Mängel sich zu meinem Dienst bekannt und mich mancherlei Segnungen seiner Treue hat schauen lassen. Und davon will ich einiges erzählen. Vielleicht kann es dem einen oder anderen doch dienlich werden:

Ich kam in der großen Stadt Barmen als junger Geistlicher in einen großen Industriearbeiterbezirk, in dem ich nach der kurzen Arbeit eines Vorgängers die grundlegenden, kirchlichen Pionierarbeiten tun sollte unter Leitung eines älteren Pfarrers. Ich ging nicht mit großem Vertrauen in die Arbeit hinein. Ich wußte ganz genau, daß der ganze Bezirk Haus für Haus sozialdemokratisch durchgearbeitet und bei der damaligen Stimmung der Sozialdemokratie gegen die Kirche aufgeheßt war.

Das soll uns aber nicht abhalten, mit unermüdlicher Liebe und Treue dem einzelnen nachzugehen und ihm das Evangelium von der Liebe Gottes in Christo Jesu anzubieten.

Ich kam damals in die Arbeit in dem großen Bezirk hinein wie in ein großes, uferloses Meer. Ich wußte

nicht, wo ich anfangen und wo ich aufhören sollte. Ich fing an, durch die hohen Mietskasernen hindurch zu laufen vom Keller bis zur Dachwohnung. Es war keine leichte Arbeit.

Die Arbeit hatte wenig Ermutigendes. Ich ließ mir wohl immer wieder neues Pflichtgefühl vom Herrn schenken, betete auch unablässig um offene Türen, aber im ganzen hatte ich den Eindruck, daß mir die Türen und die Herzen verschlossen seien.

Es ging eine Zeitlang im gleichen Geleise fort, bis auf einmal eine merkwürdige Wendung eintrat. Die Leute fingen auf einmal an, mir mit viel mehr Freundlichkeit ihre Türen zu öffnen; sie hörten mich auch gerne an, und ich durfte merken, wie da und dort das Wort Gottes anfang zu wirken. Ich konnte mir lange Zeit diese Veränderung gar nicht erklären, bis jemand aus dem Bezirk einem Bekannten von mir erzählte, daß ich etwas getan hatte, was mir die Herzen der Leute im Sturme erobert hatte. Ich hatte das, was ich nachher erzählen will, ohne irgendwelche Nebenabsicht getan, aber Gott der Herr hatte es so wunderbar gesegnet und mir dadurch den Zugang zu vielen Herzen geschenkt.

Da wohnte in einer großen Mietskaserne in einem Dachstübchen ein alter Kriegsveteran. Er war ein sonderbarer Kauz. Fast niemand durfte seine Klausel betreten. Er hielt selbst sein Geleise in Ordnung und war auch sein eigener Koch. Die Wohnung sah unter der Pflege der Männerhände nicht gar sauberlich aus. Eine resolute Nachbarnfrau hatte einmal, weil sie den Schmutz nicht mehr mit ansehen konnte, eindringen und gründlich putzen wollen, aber er hatte sie ganz gründlich abblitzen lassen.

Ich besuchte ihn ab und zu und fand ihn meistens in trautem Kosen mit seiner dicken Kaze, die offenbar seine einzige, vertrauteste Freundin war.

Eines Tages fand ich ihn ganz aufgelöst in fassungsloser Traurigkeit. Seine Kaze war abhanden gekommen;

sie hatte offenbar irgendwohin einen Streifzug gemacht, war gefangen worden und war wahrscheinlich in irgendeine Pfanne gewandert. Der Mann tat mir unendlich leid, daß ihm das einzige Lebewesen, das ihm wirklich Freude machte, genommen war, und ich beschloß, ihm Ersatz zu schaffen. Ich ging zu einem Kaufmann, der für sein großes Kolonialwarenlager viele Katzen hatte, und bat ihn um eine. „Wenn Sie eine fangen, können Sie sie haben“, war die Antwort. Man lernt doch manche Dinge tun als Pfarrer, die man früher nicht getan. Ich ging auf die Straße, holte mir drei bekannte Jungens, und dann ging es auf die Katzenjagd. Es dauerte gar nicht lange, dann hatten wir ein allerliebstes, niedliches Käzchen eingefangen. Damit ging ich zu dem Kaufmann, ließ mir einen Korb voll nützlicher Lebensmittel einpacken, setzte das Käzchen mitten hinein, und dann ging es im Triumph, die Jungens hinterdrein . . .“

Es ist jammerschade, daß hier der Bericht abreißt. Der Leser muß sich das hübsche Ende der Geschichte nun selbst ausmalen, und von den Wirkungen ist ja schon erzählt.

Ein anderes Mal schreibt er:

„Um auch solche, die nicht in die Kirche kommen, mit der Verkündigung des Evangeliums zu erreichen, versuchte ich einmal Folgendes: Vor eine Mietskaserne, die einen geräumigen Hof umschloß, stellte ich mich an einem Sonntage mit einem kleinen Chor von Posaunenbläsern. Die ließ ich zunächst einige Lieder blasen. Da öffneten sich so nach und nach die Fenster, und die Leute schauten herunter. Nun rief ich hinauf, sie sollten alle herunterkommen; ich hätte ihnen etwas Wichtiges zu sagen. Bald war eine ziemlich große Schar um mich versammelt, und ich hielt ihnen eine Predigt, wobei große Aufmerksamkeit und lautlose Stille herrschte. — Leider fingen nachher einige Betrunkene, die dazu kamen, mit den Leuten Streit an, und es gab einen Auftritt, der die Stadtbehörde veranlaßte, mir die Straßenpredigt und Hofmission zu untersagen.“

Von dem harten Kampf zeugt auch folgendes Erlebnis:

Da wurde er einmal von einigen Leuten aus seiner Gemeinde gebeten, mit ihnen eine regelmäßige Bibelfestunde anzufangen. Er ging natürlich gerne darauf ein. Nun waren aber in jenem Stadtteil viele, die von Christentum und Kirche nichts wissen wollten. Als die von dem Vorhaben erfuhren, dachten sie: „Wir wollen diese Pietisten mit ihrem Pfarrer gründlich heimschicken“, und arbeiteten einen Kriegsplan aus.

Als die Stunde zum erstenmal gehalten werden sollte, da fand sich draußen auf der Straße eine große Menschenmenge zusammen. Die johlten und schrien und machten einen Spektakel mit Trompeten und allerlei Instrumenten. Das Tollste aber war, daß gerade über dem Versammlungslokal fortwährend mit einem schweren Hammer auf den Fußboden geklopft wurde. Das tat ganz fürchterlich: „bum, bum!“ Busch sang mit seinen Leuten — es waren nur zwei Männer und ein paar ängstliche Weiblein — zunächst einen Vers. Das wollte aber nicht so recht klingen. Dann hielt er mit ihnen die Bibelfestunde, etwas kürzer, als er sich's vorgenommen hatte. Als er fertig war, hatten die Leute nicht recht den Mut zum Heimgehen, denn die Demonstration da draußen dauerte immer noch an. Da ging Busch mit ihnen bis an die Haustüre und rief laut in die Menge hinein: „Macht doch Platz; ihr seht doch, daß die Leute heimgehen wollen!“ Da waren sie etwas verduzt, und es bildete sich richtig eine Gasse, so daß seine Schäflein durch die lärmende Menge durchdringen konnten und unverfehrt nach Hause kamen.

Nun ging Busch aber hinauf zu dem Klopfer. Der klopfte noch immer mit seinem schweren Hammer. Aber man merkte ihm an, daß sein Arm allmählich müde geworden war. Als er Busch bemerkte, hielt er inne und schaute ihn verwundert an. „Guten Abend“, sagte der, „ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß wir jetzt fertig sind.“

Da machte der Mann noch größere Augen. „Hören Sie“, fragte Busch, „was kostet denn gegenwärtig eine Überstunde bei dem Arbeiter?“ „Eine halbe Mark“, war die verlegene Antwort. „Schön, dann will ich Ihnen das bezahlen, damit Sie nicht umsonst gearbeitet haben.“ Mit diesen Worten zog Busch seine Geldbörse und legte ihm 50 Pfennig auf den Tisch. „Guten Abend“, sagte er, drückte ihm die Hand und ging.

Als die Bibelstunde zum zweitenmal gehalten wurde, war kein Klopfen mehr zu vernehmen. Auf der Straße hatten sich zwar noch einmal einige Radaubrüder zusammengesunden. Aber denen sagte Busch gleich zu Anfang in aller Harmlosigkeit: „Kinder, geht heim und macht den Radau zu Hause, das ist viel netter.“ Da zogen sie auch wirklich allmählich ab, und von da an ließen sie sich nicht mehr blicken.

Aus jenem kleinen Kreis aber entstand im Laufe der Zeit eine lebendige blühende Gemeinschaft. —

Eine Zeitlang liebten es die Arbeiter, ihrer Überzeugung durch das Tragen von roten Schleifen Ausdruck zu geben. Die Elberfelder Pfarrer hatten damals ausgemacht, sie wollten sich entfernen überall da, wo solche roten Schleifen getragen würden. Nun kam Busch einmal in ein Haus, wo ein Arbeiter gestorben war. Auf der Brust des Toten lag die große, rote Schleife. Was sollte er tun? Weggehen wollte er nicht. Er sagte zu den Leuten: „Ich freue mich über die rote Schleife. Denn Rot ist meine Lieblingsfarbe; es ist die Farbe der Liebe.“

Dann las er den Spruch: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde“, und sagte darüber einige Worte. —

Als er am Abend wiederkam, war die rote Schleife verschwunden.

Ja, so war es, wie einer einst Buschs Arbeit trefflich charakterisierte: Er ging meist in der Linie des stärksten Widerstandes vor.

Ein festlicher Einzug

Es ist eine liebliche Gegend, das Bergische Land.

Zwischen grünen Höhen schlängelt sich die Wupper, die in ihrem Oberlauf noch gutes, klares Wasser hat. Erst später, im Wuppertal, wird sie zu dem anröchigen Flüglein, das alle Abwässer der Fabriken mitschleppen muß.

Aber wie gesagt, dort oben, da spiegeln sich in ihrem klaren Wasser liebliche Höhen, stille Wälder, fruchtbare Felder und allerlei arbeitsame Städte und Dörfer.

Dort irgendwo liegt ein Ort namens Dahlerau. Die Wupper macht dort einen großen Bogen, fast einen Kreis, und schneidet so gewissermaßen eine Halbinsel heraus. Da liegen im Tal an der Wupper entlang ein paar kleine Ortschaften und oben auf der Höhe, die die Halbinsel erfüllt, eine dritte. Und das alles zusammen ist die Gemeinde Dahlerau.

Es gab viele ernste Christen in Dahlerau. Die waren immer traurig, daß sie keine eigene Kirche hatten. Eine eigene zu bauen aber, dazu fehlte ihnen das Geld. So mußte man, wenn man Gottes Wort hören wollte, weit laufen nach Radevormwald, nach Lüttringhausen oder nach Remlingrade.

An schönen Frühlingssonntagen oder wenn im Sommer die Sonne warm schien, ja, da war das ja ganz hübsch, wenn auch von den Alten manchem der weite Weg sauer ankam. Aber wenn die Herbststürme durchs Land brausten, wenn der Regen die Wege aufgeweicht hatte oder wenn's gar im Winter Stein und Bein gefroren hatte, da war's dann wirklich keine Kleinigkeit. Gewiß, um des lieben Gotteswortes willen konnte man schon einmal so ein Opfer bringen. Und man hatte es getan. Aber es war doch eine große Freude durch die Gemeinde gegangen, als man eines Tages erfuhr: Die Fabrikanten wollen uns eine eigene Kirche bauen.

Und eines Tages hatte die Gemeinde ihre Kirche. Aber was ist die Kirche ohne den Pastor! Sie suchten lange, die Dahlerauer; aber endlich meinten sie doch, der rechte Mann für sie sei der junge Hilfsprediger Dr. Busch, der dort drüben im Wuppertale in großem Segen arbeitete. Und er hörte den Ruf und nahm ihn an.

Es ist ein lieblicher Oktobertag im Jahre 1894. Ein blauer Himmel spannt sich über das liebe Bergische Land. Es sieht recht nach Sonntag aus. Nicht nur das strahlend schöne Wetter, sondern das ganze Tal bei Dahlerau.

Die Fabriken, die sonst das Tal mit Lärm erfüllen, stehen still. Festlich gekleidete Leute sammeln sich auf den Straßen. Ja, jetzt fangen sogar die Glocken an zu läuten.

Und dabei ist doch gar kein Sonntag. Es ist ein ganz gewöhnlicher Alltag.

Sieh, jetzt sammelt sich dort ein Posaunenchor. Jubelnd klingt es in den hellen Morgen hinein:

„Lobe den Herren
den mächtigen König der Ehren.“

Ja, was gibt es denn da eigentlich? Warum wehen die Fahnen? Warum sind da Girlanden über die Straße gespannt? Warum sammelt sich eine festliche Menge an der Straße nach Lüttringhausen? Warum fangen jetzt sogar die Glocken der katholischen Kirche an zu läuten und mischen sich in das festliche Getöse? Warum winken die Leute und schwenken die Jungens ihre Mützen?

Die Dahlerauer begrüßen ihren ersten Pfarrer.

Da oben kommt die Straße von Lüttringhausen herab. Dort kommt es heran, ein großer Festzug. Voran fünf stattliche, festlich geschmückte Reiter. Und hinterher kommen 22 Wagen, lustig mit Buchenlaub verziert und besetzt mit fröhlichen Menschen.

Und vorn im ersten Wagen sitzt der junge Pfarrer selbst. Neben ihm seine junge Frau, die er sich vor ein

paar Tagen aus Württemberg geholt hat. Sein Auge überschaut das festliche Thal. Er sieht hinauf zu der Kirche auf der Bergeshöhe. Er sieht daneben das liebliche kleine Pfarrhäuslein stehen. Und nun weiß er, daß er wieder eine Heimat gefunden hat, und sein Herz wird voll Liebe zu diesem Thal. Aber er kann nicht lange seinen Gedanken nachrennen. Denn nun hält der Wagenzug. Vor ihm steht ein kleines Mägdlein und sagt errötend ein Gedicht auf. Da heißt es am Schlusse:

„. . . . Mög Euer Glück so völlig werden,
daß keins ihm gleiche hier auf Erden.“

Das war ein schöner Wunsch. Noch schöner aber ist, daß Gott ihn in Erfüllung gehen ließ.

Die Pfarrfrau

Jetzt müssen wir aber ein wenig erzählen von der jungen Frau, die dort an der Seite des Pfarrers in Dahlerau einzog.

Im Süden unseres Vaterlandes, im schönen Württemberger-Lande, gibt es ein liebliches Gebirge: die Schwäbische Alb. Alle Schönheiten, die man sich nur denken kann, vereinigt dieses Stückchen Land in sich:

Da gibt es einsame, stille Wiesentäler, endlose, weite Buchenwälder, verschwiegene Waldwinkel und schroffe Felsen, von denen der Blick weit hinaus geht ins Unterland. Da sind stolze Burgen und romantische Ruinen auf den Bergeshöhen, und rauschende Wasserfälle stürzen in wilden Schluchten zu Thal. Liebliche, saubere Städtchen liegen in den Tälern, und auf der Hochfläche der Alb ringt ein arbeitsames Bauerngeschlecht dem kärglichen Boden tapfer seine Früchte ab.

Vor ein paar Jahren kannte man sie kaum, die Schwäbische Alb. Aber jetzt ist sie gleichsam entdeckt und tausende von Fremden aus Norddeutschland freuen sich an der Schönheit dieses herrlichen Landstriches.

Aber damals, am Ende des vorigen Jahrhunderts, da war die Alb noch völlig unbekannt. Und wer kannte schon das kleine Dörfchen Hülben, das oben auf der Hochfläche liegt.

Es ist lustig zu hören, wie der junge Doktor Busch dorthin kam und wie er dort in dem alten Lehrerhause seine Frau fand.

Da sagte eines Tages ein lieber Freund zu ihm: „Weißt du, für mich wird es Zeit, daß ich heirate. Und weil ich noch keine rechte Frau gefunden habe, will ich einmal eine Reise kreuz und quer durch Deutschland machen und die Töchter des Landes besuchen. Vielleicht finde ich eine, die zu mir paßt. Hast du nicht Lust, mit mir zu gehen?“

Busch sagte zu, und sie reisten dann miteinander los. Die Sache endete damit, daß der arme Freund keine fand, die seinem Herzen gefiel (er hat aber später doch noch die Rechte gefunden). Aber Busch, der eigentlich nur als fröhlicher Zeuge auf dieser seltsamen Brautschau mitreiste, der fand „die Rechte“, die er gar nicht gesucht hatte. Und so hat er vom ersten Tage an gewußt: „Diese Frau ist mir von Gott geschenkt!“ Es hat selten eine so glückliche Ehe gegeben, in der sich die Ehegatten gegenseitig so als Gottesgeschenk ansahen.

Wenn man von dem lieblichen Luftkurort Urach nach der gewaltigen Ruine Hohen-Neuffen wandert, dann führt der Weg durch Hülben. Da fällt jedem Wanderer mitten im Dorf ein riesengroßes, uraltes Haus auf. Da bleibt er wohl stehen und fragt sich, was das für ein seltsames Haus sei.

Nun, unter diesem großen, dunkelroten Dach wohnen seit zweihundert Jahren die Lehrer von Hülben. Und es ist gewiß eine einzigartige Sache, daß sich hier eine „Lehrerdynastie“ bildete, die zurückgeht bis zum Jahre 1722. Da wurde zum ersten Mal ein Kullen Lehrer in diesem Dorfe und dann ist immer der Sohn auf den Vater gefolgt.

Sie waren bodenständige Leute, diese Lehrer. Darum sind sie auch heute noch nicht nur Lehrer, sondern auch Bauern. Unter dem großen Dach des Schulhauses befindet sich nicht nur die Schulstube, sondern auch der Kuhstall und der Schweinestall, die Lehrerwohnung und der Kornboden.

Es geht in der Familie Kullen die Sage, sie seien als ein adlig Geschlecht aus Schweden herübergekommen. Und als einmal einer der Familie, der bei der Marine diene, mit seinem Schiff um das schwedische Kap Kullen fuhr und von seinem Vorgesetzten gefragt wurde: „Kullen, was haben Sie für Beziehungen zu „Kap Kullen?“ da sagte der stolz: „Dort steht das Schloß meiner Väter.“ Das war ja ein prachtvoller Ausspruch, und er ist oft belacht worden. Ja, man hatte seinen Stolz im Hause Kullen in etwas anderes gesetzt: „So jemand unter euch will gewaltig sein, der sei euer Diener“, sagt der Herr Jesus. Das hat man gehört und verstanden im Hülbener Schulhaus. Und so wurde das Haus eine Herberge für viele und ist's auch heute noch. Und wer da aus dem Hause ging, der war köstlich und liebevoll bewirtet worden, und viele haben reichen Segen empfangen im Umgang mit den geheiligten Menschen, die dort wohnen.

In ganz Württemberg ist der Name Kullen wohl bekannt. Denn hier im Schulhause in Hülben war einer der Mittelpunkte einer geistlichen Bewegung, die für Württemberg von ganz besonderer Bedeutung ist: des Altpietismus.

Fast in jedem Dorf auf der Alb und weithin auch im Unterland gibt es eine sogenannte „Stund“. Da kommen am Samstagabend oder am Sonntagnachmittag Männer und Frauen, schlichte Laien, zusammen und betrachten miteinander Gottes Wort. Sie stehen nicht außerhalb der Kirche. Im Gegenteil, sie legen großen Wert darauf, treu am Gottesdienst der Gemeinde teilzunehmen. Aber in großer Freiheit haben sie ihr eigenes Gemeinschaftsleben entwickelt und gestaltet.

Je und dann kommen sie zu Monatsstunden oder Konferenzen zusammen. Dabei entfaltet sich eine Gastfreundschaft, die köstlich ist. Man muß solch eine Konferenz in Hülben einmal miterlebt haben: da werden die Zimmer ausgeräumt und Tische und Bänke hingestellt und dann werden große Schüsseln aufgestellt und je mehr Gäste kommen, desto größer ist die Freude. Und ehe die eigentliche Konferenz angeht, ist bei diesem Mahl schon eine köstliche Gemeinschaft.

Aus diesem Hause holte sich der junge Pfarrer seine Frau. Es war ein lieblicher Tag, sein Hochzeitstag am 26. September 1894. Viele liebe Freunde waren von allen Seiten herbeigekommen, um das frohe Fest mitzufeiern.

Auch ein anderer Klang mischte sich in all die Freude: Ein lieber Hausgenosse, der „Vetter Bubeck“, lag schwer krank. Er hatte bei einem furchtbaren Eisenbahnunglück fast alle seine Lieben verloren. Darum wollte er nicht mehr in seiner Heimatstadt Basel bleiben. Er baute sich eine kleine Villa in Hülben.

Aber nur ganz kurz lebte der begabte junge Künstler in seinem netten Häuslein. Er wurde lungenkrank, siedelte ins Gastzimmer im alten Schulhause über und wurde von der Mutter Kullen treu gepflegt.

Da lag nun der Sterbende und nahm in seiner Weise teil an der Hochzeit. Er hörte die Andacht, die ein Onkel von Busch am Vorabend der Hochzeit all den Gästen hielt. Und da sagte er dankbar: „Das war die rechte Wegzehrung für den Weg durch das Todestal.“ Es gibt ein Verslein, das heißt:

„Ewigkeit
in die Zeit
leuchte hell hinein!“

So war es bei dieser Hochzeit, an der das ganze Dorf teilnahm.

In Dahlerau

Vor einiger Zeit war der Schreiber dieser Zeilen in Dahlerau. Fast vierzig Jahre waren seit jenem festlichen Einzug vergangen. Und die Entwicklung der Industrie und der Lauf der Zeit hat innerlich und äußerlich manches dort verändert.

Und trotzdem! — Überall traf er auf Menschen, die von ihrem Pfarrer Busch sprachen. Die ganze Gegend war voll von Erinnerungen an ihn. Und dabei war er nur zwei Jahre dort. Aber diese zwei Jahre! Ein junger Mensch, der selber die Gnade Gottes in Jesu erfahren hat und dessen Herz brennt, davon zu zeugen — eine kraftvolle Persönlichkeit, die ihre ganze unbändige Kraft und all ihre Liebe an diese Gemeinde wendet — eine Gemeinde, in der man jahrelang um den Pfarrer und die Kirche gebetet hat — kein Wunder, daß das Frühlingstage in der Gemeinde waren, die allen, die dabei waren, unvergeßlich sind.

Wie ein lieblicher Blütenkranz sind die Dahlerauer Erinnerungen. In diesen Kranz gehört als besonderer Schmuck eine feine Blume: die Liebe der Amtsbrüder untereinander. „Wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen . . . Denn daselbst verheißt der Herr Segen und Leben.“ Sie suchten sich zu fördern, und jeder war bereit, vom andern zu lernen. Es war ein recht vielseitiger Kreis. Jeder hatte seine ganz besondere Eigenart und Liebhaberei. Auf einem gemeinsamen Ausflug sagte Busch einmal scherzend: „Wenn andere sich an der schönen Gegend erfreuen, dann sucht der Bruder K., der große Naturforscher, nach muffigem Moos. Und Bruder N. geht stille Wege und dichtet.“ Besonders herzlich waren die Beziehungen zu dem Pfarrer in Radevormwald, Barner, einem Vetter Buschs, der zur selben Zeit dort sein Amt antrat, als Busch in Dahlerau anfang. Oft zog man den lieblichen Weg durch die Wälder

hinüber und herüber und festigte das Band, das die beiden bluts- und geistesverwandten Familien verband.

Ein Erlebnis jener Tage ist Busch unvergeßlich geblieben: Da war in der Nachbarschaft ein Pfarrer, ein edler, feiner Mensch, begeistert für alles Gute, Edle und Schöne. Aber die Botschaft von der seligmachenden und Sünder rettenden Gnade war ihm verborgen. Gott aber erhörte das Gebet der Jünger Jesu in diesem Orte, die in treuer Liebe und ernster Fürbitte zu ihrem Pfarrer standen. Es kam ein Sonntag, da sagte der Pfarrer auf der Kanzel, ihm sei ein neues Leben geschenkt worden. Später meinte jemand ihm gegenüber: „Das war doch übertrieben, so etwas auf der Kanzel zu sagen.“ Der aber antwortete nur — Busch sagte einmal von jenem Augenblick: „Nie werde ich das leuchtende Angesicht des Pfarrers vergessen“ —:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert,
das zähl ich zu dem Wunderbaren,
mein stolzes Herz hat's nicht begehrt.“

Elberfeld

Da drüben in der großen Industriestadt Elberfeld-Barmen im Wuppertal hatte man den ehemaligen Hilfsprediger nicht vergessen. Und eines Tages holte man ihn als Pfarrer wieder herüber.

Gewiß, die kleine Gemeinde Dahlerau konnte auf die Dauer diesen Mann nicht halten. Er brauchte ein größeres Arbeitsfeld. Gott schenkte ihm wohl für kurze Zeit dies Paradies. Aber dann berief er ihn auf den Kampfplatz.

Und Elberfeld war ein Kampfplatz.

Machen wir einen Gang in Busch's Gemeinde! Lange, öde, schmutzige Straßen. Haus an Haus in langweiliger Gleichförmigkeit. Und das Volk, das hier wohnt, ist das von der Schattenseite des Lebens. Es war so anders

als in Dahlerau: Dort das herzliche, persönliche Verhältnis vom Arbeitgeber zum Arbeitnehmer, hier meist Aktiengesellschaften, wo der Aktieninhaber nichts weiß vom Arbeiter und wo der Arbeiter seinen Brotgeber nicht kennt. Und wie der Arbeiter keine Beziehung findet zu seiner mechanischen Arbeit, die er im Dienst irgendeines Unbekannten tut, so ist bei ihm auch meist die persönliche Beziehung zu seiner Heimstätte verlorengegangen. In Elberfeld war damals die Wurzellosigkeit bei Arbeitern erschütternd. Wenn man Hausputz halten wollte, dann zog man einfach in eine andere Wohnung. Der 1. Mai war meist der Termin. Da stand all das kümmerliche Mobiliar auf der Straße und wurde abgeseift. Und abends aß man in der neuen Wohnung. Die Kinder aber sangen:

„Der Mai ist gekommen,
die Bäume schlagen aus.
Da fliegen die Brocken
zum Fenster hinaus.
Wie die Wolken dort wandern,
am himmlischen Zelt,
so ziehen die Leute durch ganz Elberfeld.“

Ja, es war armes Volk, das hier wohnte. Tagaus, tagein ohne Urlaub die seelenlose Arbeit in der Fabrik, schlecht bezahlt, von andern Ständen über die Achsel angesehen, in engen, dumpfen Wohnungen hausend, durch immerwährende Verletzungen verbittert, innerlich verarmt, weil eine überaus dürftige Parteipresse die einzige geistige Nahrung darstellte. Es ist unmöglich, die Nöte einer Industriegemeinde zu schildern. Es ist für den Pfarrer ein Grund zum Danken, wenn ihn seine Arbeit in solche Abgründe der Not hineinführt, wo er alle Illusionen, alle Einbildungen und Wunschbilder verliert und vor den furchtbarsten Realitäten des Lebens steht. Da lernt man die Realitäten, die Wirklichkeiten des Glaubens. Hier sind die „Mühseligen und Beladenen“. Aber leicht ist solche Arbeit nicht. Das merkte Busch bald. Wie sollte man diesem Volke nahe kommen? Der natür-

liche Mensch sträubt sich dagegen, überhaupt die Brücken zu suchen. „... Es wird mir doch ein wenig schwer, wieder in all den sittlichen Schmutz und in die Verkommenheit hinein zu müssen ...“ schreibt Busch einmal. Und nun sollte er dort die frohe Botschaft verkündigen. Die Widerstände sind gewaltig. Bei jedem einzelnen neu. Das materialistische erdgebundene Denken hält den Menschen ganz gefangen. Und dazu kommt das unüberwindliche Mißtrauen des Arbeiters gegenüber dem Vertreter der Kirche. Er ist für ihn der Vertreter der „Verdummungsanstalt“, der „Agent des Kapitals“, der im Solde wirtschaftlicher und politischer Gruppen stehende Heuchler.

Und doch gelang es Pfarrer Busch, in diese Front des Gegners, der doch zugleich der zu werbende Freund ist, einzudringen. Er war schlagfertig und unerschrocken. Das half ihm. Mehr noch seine Geistesmacht, die er sich im Gebet erkämpfte. Ja, eigentlich gibt es nur ein Mittel, in solcher Arbeit voranzukommen. Das ist die herzliche, suchende Liebe. Der Pfarrer lernt auf solchem Arbeitsfelde 1. Korinther 13: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ Solche Liebe, die nicht sich sucht, sondern des andern Seele, durften die Arbeiter spüren von ihrem neuen Pfarrer.

Busch's Hause gegenüber wohnte ein führender Mann der sozialdemokratischen Partei, die damals noch die „äußerste Linke“ darstellte. Er war, entsprechend den Weltanschauungsgrundlagen seiner Partei, ein heftiger Gegner des Christentums und der Kirche. Das Pfarrhaus und seine Insassen bekamen nur feindselige Blicke von den Nachbarn. Unserm Busch war solcher Zustand unerträglich. Eines Tages schrieb er ganz glücklich an seine Frau, die sich damals mit den Kindern in Süddeutschland befand: „... Denke Dir, gestern habe ich mich endlich dazu entschlossen, einen Besuch bei unserm Nachbar H. zu machen, nicht als Pastor, sondern als Nachbar. Mann und Frau sahen mich sehr erstaunt an, als ich hereintrat,

waren aber dann sehr lieb; wir saßen zuerst in der Küche. Als ich gehen wollte nach etwa 20 Minuten, sagte er, ich müsse doch auch sein Wohnzimmer sehen, zeigte mir seine Fische, seine Blumen und seinen Vogel und nahm dann herzlich Abschied. Ich habe ja nicht viel Geistliches sagen können, aber nun ist doch einmal ein kleiner Zugang da. Gott sei Dank! ...“

Von der Zeit fing der Kirchenfeind an, aufs Pfarrhaus zu hören. Und zwar auf eine sonderbare Weise. Jeden Morgen, wenn drüben im Pfarrhause auf dem Klavier die ersten Akkorde erklangen zum Zeichen, daß die Morgenandacht beginne, dann öffnete er sein Fenster ein wenig. Und wenn dann fröhlich und sieghaft der Morgenchoral herübertönte, dann saß er und lauschte hinter dem Vorhang auf die Ewigkeitsklänge.

Ein anderes Erlebnis: Es ist Fastnachtsabend. Da betritt Busch ein Haus voll wüsten Lärms, um einen sterbenden Familienvater zu besuchen. Der stirbt, während der Pfarrer Busch dort ist. Im Hause tobt weiter der Fastnachtslärm. Plötzlich übertönt eine löwengewaltige Stimme alles. Busch steht am obersten Treppengeländer und ruft, er habe allen im Hause etwas mitzuteilen. Die Glastüren gehen auf und die Leute, zum Teil in Fastnachtskostümen, lauschen neugierig hinauf. Busch erklärt ihnen nun, was geschehen ist und macht den Vorschlag, daß die, die noch Fastnacht feiern wollen, es anderswo tun, um der trauernden Witwe die Ruhe nicht zu stören. Durch die Zustimmung ermutigt, wagt er einen weiteren Schritt. „Wie schön wäre es, wenn wir der betäubten Frau ein tröstliches Lied singen könnten. Weiß jemand ein solches?“ „Harre meine Seele ...“ wird vorgeschlagen und — gesungen. Dann verkündet Busch schlicht und packend der buntgewürfelten Schar die frohe Botschaft vom Todesüberwinder. Sie lauscht atemlos, zwischen hinein ein Knall. Busch bricht ab. Aber es heißt: „Machen Sie man ruhig weiter, Herr Pastor!“ Ein Mann hatte

seine Schnapsflasche am Ofen zerschmettert. Dann wird es ruhig im Hause, nachdenklich kehren die Leute zurück.

Pastor Busch hatte eine besondere Art, den Leuten aus ihrer Feindschaft herauszuhelfen.

Kommt er da eines Tages in ein Krankenzimmer. Kaum sieht der Mann den Pfarrer kommen, da kehrt er sich in seinem Bette trözig nach der Wand. Busch sagt nichts, holt sich nur einen Stuhl und setzt sich neben das Bett. Und dann ist's stille im Zimmer. Busch wartet. Die Minuten vergehen. An dem Zucken des Rückens kann man sehen, wie dem Manne die Lage allmählich peinlich wird. Endlich unterbricht Busch das Schweigen: „So, Ihren Rücken hab' ich nun genug gesehen. Nun lassen Sie sich auch mal von vorn betrachten.“ Da dreht der sich ganz erlöst um, und die Unterredung kann beginnen.

Ein andermal betritt er eine Wohnung, als schon der Mann aufspringt, sich ihm in den Weg stellt und ihn anbrüllt: „Jetzt schmeiße ich Sie raus.“ Da stellt sich Busch in seiner ganzen wuchtigen Persönlichkeit auch ganz breitbeinig vor ihn, lächelt ihn freundlich an und erwidert: „Das versuchen Sie doch mal!“ Da war der verduzt über seinen energischen Pastor, aber vom „Rauswerfen“ war keine Rede mehr.

Wer in solchem Bezirk wirklich an die Herzen herankommen will, der muß es sich sauer werden lassen. Da heißt's mit unermüdlichem Eifer und immer neuer Liebe, frei von jeder Empfindlichkeit, den Menschen nachgehen. „Ich habe jetzt angefangen, durchgehende Hausbesuche zu machen und sehe und höre da manches, was nicht gerade angenehm und ermutigend ist. Doch bleibt der Grundton in allem großer Dank für die freundlichen Führungen unseres Gottes . . .“ Er ist später von dieser Art der Hausbesuche abgekommen. Er meinte, diese Art lasse sich in den ausgedehnten Großstadtgemeinden nicht durchführen. Zudem wuchs ihm mancherlei andere Arbeit zu, die ihn mit Beschlag belegte.

Da hat er denn hier und da, wo er gerade zu tun hatte, die Gelegenheit ergriffen, Besuche zu machen. Wenn er z. B. in einem Hause ein Kind taufen mußte, dann ging er nachher noch zu den anderen Hausbewohnern, oder wenn irgendwo ein Kranker nach ihm verlangte, dann durften auch die anderen Mitbewohner auf einen Besuch ihres Pfarrers rechnen. Wenn er dann auch nur für einen kurzen Augenblick hereinschauen konnte, weil andere Aufgaben riefen: Der Pfarrer war doch da gewesen, und das Band zwischen Gemeinde und ihm war wieder ein wenig fester geworden. Und das ist doch die notwendige Voraussetzung für einen jeden seelsorgerlichen Dienst. Vor allem hat Busch, je gemessener die Zeit wurde, die ihm für Hausbesuche zur Verfügung stand, es gelernt, sich von seinem himmlischen Herrn führen zu lassen. Es hat viele verwundert, mit welcher innerer Ruhe der Vielbeschäftigte in seiner großen Gemeindegemeinschaft stand. Das war so später in Frankfurt wie damals in Elberfeld. Die innere Ruhe über der Fülle der Aufgaben hatte ihren tiefsten Grund in seinem Glauben. Er glaubte auch, daß Gott ihn dahin führe, wo er einen Dienst ausrichten dürfte. Und er hat's dankbar bezeugt, wie er oft ganz wunderbar erlebt habe, daß er zu Menschen kam, die ihn bekehrten, die in höchster Not waren oder die eine innere Hilfe brauchten, kurzum, wie er da ganz deutlich sich „geführt“ sah.

Eines Sonntagmorgens kommt ein Arbeiter zu ihm in dem üblichen Sonntagmorgen-Anzug: hemdsärmelig, ohne Kragen, Zigarre und rote Pantoffeln. Er will irgend einen Schein. Busch kann ihm den nicht geben und weist ihn an einen Küster oder Gemeindegemeinschaftler. „Ach“, sagt der Mann, „da muß ich mir ja einen Kragen umtun!“ Er meinte wohl, in solcher Vertraulichkeit dürfe er höchstens zu Pfarrer Busch kommen.

Einmal war Busch sehr krank und mußte für einige Wochen in die französische Schweiz nach Montreux. In jener Zeit schellte es eines Abends. Mutter Busch machte

auf, und draußen standen zwei Arbeiter: sie kämen aus der und der Wirtschaft. Da hätten sie alle von ihrem Pastor gesprochen und es sei ihnen so leid, daß er krank sei. Und die Frau Pastorin solle ihnen doch mal auf der Landkarte zeigen, wo ihr Pastor denn eigentlich sei. —

Eigenartige Dinge konnte man ja erleben. Ging da Pastor Busch einmal mit einem Freund durch die H.-Straße. Da springt plötzlich aus einem Erdgeschosfenster ein junger Mann heraus mit allen Zeichen großen Schreckens, hinter ihm her saust — ein Pantoffel, und am Fenster erscheint zorngerötet das Gesicht der zärtlichen Gattin. Als Busch näher zusieht, da ist's ein Paar, das er am Tage vorher getraut hatte.

Auch bei den Taufen in den engen Wohnungen geschah mancherlei Merkwürdiges. Aber Busch konnte sich in die Verhältnisse einfühlen und dadurch allen allerlei sein. Als er einmal bei einer Taufe gerade seine Ansprache begonnen hatte, da kam einem der kleinen Geschwisterlein des Täuflings ein Verlangen, das nicht genannt zu werden braucht, und es gab seinem Wunsche beharrlich Ausdruck. Die arme Mutter, in Verlegenheit, suchte es zum Schweigen zu bringen. Da sah Busch die Not. Er legte eine kleine Pause ein: „So, nun helfen Sie erst mal dem Kleinen!“ Und als das besorgt war, da konnte es fröhlich und gesammelt weitergehen. Und das letztere war wichtig. Es hat Busch oft bewegt, wie ernst solche Eltern in den kleinen Verhältnissen ihrer Kinder Taufe nahmen und wie andächtig sie dabei waren.

Bei einer anderen Taufe saßen eine ganze Reihe Kinder sehr geordnet auf der Bank hinter dem Tische, der schon gedeckt war zum Kaffee, und zwischen den Brezeln stand das Glanzstück des Tages, ein kleiner Kuchen mit Zuckerguß. Während nun Busch sprach, kam immer wieder so ein kleines Singerchen schnell an den feinen Kuchen, um etwas davon zu lecken. Aber ebenso schnell fuhr auch der Arm der Mutter hinüber, um den Singerchen eins

zu versehen. Und bis die Taufhandlung vorbei war, sah der schöne Kuchen aus wie eine beschossene Festung. Da mußte Busch sich besonders in Gott stärken, daß er mit seinem Sinn für Humor sich nicht wirklich stören ließ. Es war ihm jede dieser Amtshandlungen sehr wichtig. Er hielt stets eine kleine freie Ansprache über ein Bibelwort. Auf diesem Wege konnte er ja vielen seiner Gemeindeglieder das Evangelium sagen, die er in der Kirche nicht mehr erreichte.

Dies Hineinleben in die Arbeitskreise seiner Gemeinde drängte Busch die soziale Frage stark auf. Er hat sich viel damit beschäftigt. Aber freilich, seiner ganzen Führung entsprechend, fand er keine andre Antwort als die einzig richtige, die es gibt, nämlich die der Inneren Mission, daß die heilserfüllte Gemeinde durch das Wort- und Tat-Zeugnis vom Heil und vom Heiland die sozialen Schäden unseres Zeitalters und Geschlechtes von innen heraus, von der Seele her und auf die Seele hin, zu heilen versuche. Doch wie Busch eben ein Mann der Tat war, hat er sich gar nicht lange damit aufgehalten, darüber nur Theorien aufzustellen. Er packte diese Aufgabe an. Es war für ihn ein Dienst, den Gott befehl.

Neben der Seelsorge in den Häusern gab's in Elberfeld reichlich Arbeit in christlichen Vereinen. Busch fand in seinem Gemeindefaal auf dem Hombüchel ein blühendes Leben. Da war ein Arbeiter-Verein, da war vor allem ein prächtiger Jungmänner-Verein, den Busch's Vorgänger, Pastor de le Roi, ins Leben gerufen hatte. Es war eine Freude, im Kreise dieser jungen Leute zu sein, die wirklich vom Evangelium erfaßt waren und deren ernstes Anliegen es war, sich im Leben als Christen zu bewähren.

Es war in den Anfangszeiten in Elberfeld; da läuft Busch einmal ganz unglücklich zur Pastorin in die Küche: „So einen Samstag habe ich noch nie erlebt. Ich komme gar nicht an meine Predigt. Immer und immer kommen

Menschen, die mich sprechen wollen, und denen ich helfen soll.“ Und während er noch am Klagen ist, schellt's wieder. Die arme Pfarrfrau ist ein wenig erschrocken: „Wie wird's gehen? Der Unglücksmensch, der jetzt kommt und einen unfreundlichen Pfarrer trifft, weiß ja nicht, wie oft der heute gestört wurde.“ Aber es ging nicht nur gut, sondern es gab sogar etwas sehr Schönes. Ganz fröhlich kommt Busch nach einiger Zeit noch einmal in die Küche, um seiner Frau an seiner Freude teilzugeben. Wer war dagewesen? Ein Schüler vom Real-Gymnasium war mit der Bitte gekommen, Busch möchte doch mit ihm und einigen seiner Freunde ein Bibelkränzchen für Schüler ihres Gymnasiums anfangen. Da läßt ein rechter Pfarrer gern alle Ruhe fahren, wenn suchende Seelen mit solcher Bitte kommen. Mit großem Eifer nahm sich Busch dieses kleinen Kreises an. Er ist dann auch nicht müde geworden, als es lange nur ein sehr kleiner Kreis war. Und er hat dann noch in Elberfeld die Freude erlebt, daß die Arbeit wuchs. Als er Abschied nahm, war aus den schwachen Anfängen eine stattliche, lebendige Schar geworden. Übrigens hat Busch von nun an nie mehr geklagt, er komme nicht zu gesammeltem Studium. Mit seinen Predigten fing er Montags an, bewegte den Text auf seinen Gängen durch die Gemeinde. Und wenn der Sonnabend kam, brauchte er sich nicht mehr abzusperrern und zu isolieren. Klar und deutlich stand's dann schon vor seiner Seele, was er des Sonntags von der Kanzel sagen wollte.

Wer so viel geben muß, für den ist es überaus wichtig, daß er auch reichlich einnimmt. Busch war bei aller Tätigkeit vor Verflachung dadurch bewahrt, daß er vor allem sich eifrig in die Schrift vertiefte. Dazu kam aber gerade in Elberfeld der Umgang mit allerlei geistreichen und geistvollen Leuten.

Frankfurt am Main

Das ist eigentlich eine ganz seltsame Geschichte, wie Pfarrer Busch seine reiche und von Gott gesegnete Arbeit in Elberfeld abbrach und ganz klein und fast im Winkel, in Frankfurt am Main, neu anfang.

Da hatte er eines Tages in der Elberfelder Trinitatis-Kirche gepredigt. Als er nach der Predigt in die Sakristei kommt, erwartet ihn dort ein Herr. Das war ein Mann, der im Leben Buschs nachher eine wichtige Rolle spielte, Excellenz Dr. Schmidt, ein berühmter Halsarzt, der seinerzeit den Kaiser Friedrich III. behandelt hatte und der bedeutende und wertvolle Verbindungen zu den größten Geistern seiner Zeit unterhielt.

Als Busch ihn sah und seinen Namen hörte, erschrak er. Denn dieser Mann hatte ihn vor kurzem gebeten, in Frankfurt eine Probepredigt zu halten, und Busch hatte es selbstverständlich abgelehnt.

Nun stand er hier in der Sakristei, dieser bedeutende und vornehme Mann und sagte Busch nur das Wort, das den Paulus nach Europa gerufen hatte: „Komm herüber und hilf uns!“

Da wußte er: „Dies ist Gottes Ruf!“ Aber es wollte ihm noch nicht recht einleuchten. Darum versprach er zunächst nur: „Ich werde einmal nach Frankfurt kommen und mir die Sache ansehen.“

Und nun sitzt er eines Tages auf der Bahn. Das Herz ist ihm recht schwer. Er denkt an seine wundervolle, reiche Arbeit in Elberfeld. Er sieht im Geist um sich die vielen Menschen, um die und mit denen er gerungen hat. Er sieht all die treuen Freunde, die seine Arbeit betend tragen und unterstützen — er denkt an seinen lieben Jünglingsverein und an den Jungmädchenkreis. All die Frauen und Männer ziehen im Geist an ihm vorüber, die die Arbeit mittun und tragen — er denkt an das Katernberger Vereinshaus, das er in einer für die Kirche

unerschlossenen Gegend bauen durfte und in dem eine blühende Arbeit entstand. — — —

All das zieht im Geist an ihm vorüber. Und es wird ihm sehr fraglich, ob es Gottes Wille sei, daß er aus dieser Arbeit herausgehe. Und dann macht er sich — es war sonst gar nicht seine Gewohnheit, solche Dinge zu tun — mit Gott ein Zeichen aus: „Wenn es in dem Hause von Erzellenz Schmidt, in das ich jetzt heute mittag komme, so weltlich zugeht, daß nicht einmal ein Tischgebet gesprochen wird, dann sage ich ab!“

Und dann ist er in Frankfurt. Schmidt holt ihn ab in seinem Wagen und bringt ihn nach seinem herrlichen Haus, das am Main steht und von dem aus man so einen wundervollen Blick hat über die schöne, alte Reichsstadt Frankfurt.

Hier ist eine große Schar von Gemeindevetretern versammelt, die sich den Pfarrer Busch ansehen wollen. Man geht zu Tisch. Und da spricht der Hausherr nicht nur ein einfaches Tischgebet. Er betet frei aus dem Herzen: Man sei zu einer so wichtigen Angelegenheit zusammengekommen und nun möge doch Gott alles nach seinem Willen lenken, daß sein Reich gebaut werde und der Name Jesus gepriesen werde.

Als er „Amen“ sagte, sagte Busch auch „Amen“ und gleich darauf „ich komme!“

*

Busch weiß, daß der Diener zu hören und zu gehorchen hat, wenn der Herr, in dessen Dienst er steht, ihm einen neuen Auftrag gibt; sein Herr schätzt ihn richtig ein, er löst zur rechten Zeit die alten Bindungen und gibt neue Aufgaben.

*

Und nun muß ich das Lob der schönen Stadt Frankfurt singen:

„Es will mer net in de Kopp enei
Wie kann nur e Mensch net von Frankfort sei!“

hat ein Frankfurter Lokal-Dichter gesungen. Man muß einmal auf der alten Brücke in Frankfurt stehen, dann versteht man diese Begeisterung: Der breit dahinziehende Strom, dort drüben die herrliche Altstadt mit dem wundervollen „Römer“, überragt von dem herrlichen Dom, in dem im Mittelalter die deutschen Kaiser gekrönt wurden.

Und am anderen Ufer das liebliche „Sachsenhausen“ mit der schönen Mainpromenade und den wundervollen Villen.

Und wie lieblich ist dies Frankfurt im Frühjahr. Wie von Heidelberg kann man von dieser Stadt singen:

„Und kommt aus lindem Süden
der Frühling übers Land,
so webt er dir aus Blüten
ein schimmernd Brautgewand.“

Da ist der „Sachsenhäuser-Berg“ ein einziges Blütenmeer und die Ebene, die von den blauen Bergen des Taunus begrenzt ist, ein lachender Garten Gottes.

Und welche reiche Geschichte hat diese Stadt: Im alten Rathaus, dem „Römer“, wurde manch deutscher Kaiser gekürt. Die alten Warten um die Stadt her reden von heißen Kämpfen eines erwachten, stolzen Bürgertums. Im Hirschgraben ist das Geburtshaus Goethes, der in Dichtung und Wahrheit dieser Stadt ein Loblied singt.

Aber — ja nun kommt ein großes „aber“ — in geistlicher Beziehung konnte sich und kann sich diese Stadt nicht messen mit den großen Städten des Rheinlandes. Es ist in dieser Stadt eine erstaunliche Gleichgültigkeit gegenüber Gottes Wort. Man kann sich darüber eigentlich nicht wundern. In den meisten Kirchen Frankfurts wurde damals nur selten Evangelium gehört. Es gab Pfarrer, die predigten über Goethe-Worte. Man hörte geistreiche und elegante Vorträge.

Aber davon wird das hungernde Menschenherz nicht satt, weder in Frankfurt, noch in Essen, noch anderswo. Dadurch kann kein Mensch Frieden mit Gott finden!

Allerdings: Ein paar Brennpunkte geistlichen Lebens waren da. Da war der prächtige Herr de Neufville. Der war als junger Mann in Amerika zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesus als ein Heiland der Sünder gekommen. Und als er zurück kam nach Deutschland, da wollte er ganz Frankfurt zu Jesus bringen. Und wenn ihm das auch nicht gelungen, so ist das von ihm gegründete Gemeindehaus „Nord-Ost“ für viele eine Quelle des Segens geworden.

Oder da war der Herr von Bernus, ein reicher Mann, der den kirchlichen Jammer Frankfurts nicht länger ertragen mochte. Da baute er einfach zwei hübsche kleine Kirchen und berief an diese Kirchen gläubige Prediger des Wortes Gottes.

Und ein weiterer Brennpunkt geistlichen Lebens sollte nun die Lukas-Gemeinde in Frankfurt-Sachsenhausen werden, an die Busch kam.

Es gibt ein Gesetz im Reiche Gottes, daß nur das etwas werden kann, was klein und demütig wie ein Senfkorn beginnt. Und dieser neue Brennpunkt begann allerdings sehr unscheinbar. Es mag dem neuen Pfarrer nicht leicht geworden sein, aus dem lebendigen Gemeindeleben Elberfelds so klein und gering anzufangen.

Da war in der Gartenstraße das Pfarrhaus. Das war nun so recht ein „Haus an der Sonne“. Vor dem Hause blühten den ganzen Sommer und Herbst hindurch die Rosen. Und neben dem Hause war ein großer, freier Bauplatz mit Latten eingezäunt. Auf dem Platz erlebten die Kinder ihre herrlichsten Stunden. Da gab es kleine Hügel. Und Schützengräben konnte man machen.

Das heißt, dieser Platz war eigentlich nicht als Spielplatz für die Pfarrerskinder gedacht. Die Gemeinde hatte ihn gekauft, um hier einmal eine Kirche herzubauen. Aber das war im Augenblick wirklich noch nicht nötig. An das Pfarrhaus war hinten ein Gemeindefaal angebaut, den man mit Rollwänden nach Belieben vergrößern

oder verkleinern konnte. Meist wurde er verkleinert, wenn Gottesdienst war.

„Heute war die Kirche gut besucht“, sagten die Leute, wenn statt 20 vielleicht 30 Leute gekommen waren.

Hier in diesem Gemeindefaal hat Busch jahrelang gepredigt. Und dazu machte er fleißig Hausbesuche. Es war eine andere Welt, als in Elberfeld. Hier wohnte ein gut gestelltes Bürgertum, das unendlich sicher und satt war. Und hier wohnten viele reiche Millionäre in ihren Häusern, die schon mehr Schlösser waren. Und manches Mal hat Busch gedacht, es sei doch einfacher gewesen, in den Arbeiterhäusern Besuch zu machen, auch wenn man manches harte Wort zu hören bekam, als hier in manchem dieser vornehmen Häuser, wo man oft erst eine ganze Sperre von Dienstboten durchbrechen mußte, um zu den Menschen zu gelangen. Und bei denen fand man oft nur kühle Höflichkeit.

Aber bald lernte Busch auch hier, hinter der sicheren und glänzenden Fassade das verlorene, sündige und zitternde Menschenherz zu finden. Und so kam es, daß der kleine Gemeindefaal sich des Sonntags immer mehr füllte.

Allmählich waren alle Rollwände hochgezogen und schließlich kam die Zeit, wo man erkannte, daß solch ein kümmerlicher Saal eine Schande sei für eine reiche Gemeinde von 12000 Menschen.

Und dann verloren die Pfarrerskinder ihren schönen Spielplatz. Denn nun kamen die Arbeiter und Maurer und Zimmerleute auf den Platz und bald erhob sich hier die wundervolle Lukaskirche.

Nun mußte diese neue Kirche auch etwas besonderes werden. Nicht weit von dem Pfarrhause, am Main ist das große und bekannte Städel-Museum. Hier hatte die reiche Stadt Frankfurt vielen bedeutenden Künstlern Ateliers eingerichtet, um sie auf diese Weise an die kunstfreudige Stadt zu fesseln.

In einem dieser Ateliers arbeitete ein alter Mann. Sein Leben hat ihn immer mehr hineingeführt in die

frohe Botschaft des Evangeliums. Und seines Herzens Wunsch war: „Ich möchte noch einmal in einem großen, letzten Werk die frohe Botschaft vom Sünderheiland verkündigen.“

Dieser Mann hieß Wilhelm Steinhausen. Wie freute er sich, als dieser Wunsch in Erfüllung ging. Er sollte die Lukas-Kirche ausmalen.

Zwischen dem Pfarrer Busch und dem Künstler entstand bald herzliche Freundschaft.

Manchmal kam er herein, der Alte, ein wenig müde. Dann ließ er sich in das große, rote Sofa fallen, das in Busch's Studierstube stand. „Nun sagen Sie mir etwas!“ Hungrig war er nach innerer Anregung. Da ging das Gespräch dann oft um die tiefsten Dinge des Glaubens, oder man sprach über die äußeren und inneren Nöte des Volkes und der Gemeinde. Plötzlich konnte er dann aufstehen und gehen. Er hatte etwas gefunden, was dann herrlich in seinen Bildern anschaulich wurde.

Es ist ja so eigentümlich mit Steinhausens Kunst. Expressionist ist er im allermodernsten Sinne, als bei ihm das Gedankliche überwiegt.

„Meine Bilder sind meine Gebete“, sagte er einmal. Oder als er gebeten wurde, eins seiner Bilder zu erklären, da meinte er: „Aus meinen Bildern soll jeder selber herauslesen, was sie ihm sagen wollen. Ich kann das nicht erklären.“ Und doch ist er nicht Expressionist wie unsere ganz Modernen, daß er andere Formen sucht. Er nimmt die Form des Lebens, das er sieht. Deshalb finden viele Oberflächliche zunächst nichts in seinen Bildern. Sie sehen Menschen darauf und verstehen nicht diese seltsamen Gruppierungen, Gegensätze und Gestalten. Aber wer sich einmal offenen Herzens an sie hingibt, der erfährt: sie predigen; diese Bilder packen mich an. Sie wollen etwas von mir, nämlich ein Hingehen zu dem, der in diesen Bildern zu allermeist verherrlicht wird: Christus. Mitten in der Kirche mußte groß und gewaltig der Spruch stehen: „Des Menschen Sohn ist gekommen,

zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.“ Das meinte er mit dem großen Kruzifix, der in Holz geschnitzt über der Kanzel ragt; das meinte er, wenn er den Heiland darstellt auf den Armen des Simeon oder mit den traurigen Emmausjüngern, bei der großen Sünderin oder gegenüber dem Besessenen. Das meinte er vor allem mit jenem herrlichen Bilde, das rechts und links Adam und Eva zeigt, in der Mitte aber den Menschen, der an der Brust Jesu liegt und den er deckt mit seinem blutroten Mantel.

Was war das für ein Freudentag, als im Oktober 1913 die Lukaskirche eingeweiht wurde. Wie brauste das Loblied der festlich versammelten Gemeinde. Ja wirklich, es war nicht ein Publikum, das einmal auch eine Einweihung mitmachen wollte. Eine „Gemeinde“ war entstanden, und füllte jeden Sonntag die große Kirche.

In dieser Kirche hat Busch gelehrt, gepredigt und von Christus gezeugt, bis sie ihn aus dieser Kirche hinaus-trugen zur ewigen Ruhe.

Aus der seelsorgerlichen Arbeit der Frankfurter Zeit sollen hier noch einige kleine Erlebnisse erzählt werden.

Einmal hatte er in seiner reichen Lukasgemeinde über den „Mammon“ gepredigt und dabei kein Blatt vor den Mund genommen. Das Thema seiner ersten Predigt war: „Gerettet oder verloren.“ Und die Worte wurden gleichsam unterstrichen durch die Steinhäusenbilder, die rechts und links vom Altar in gewaltiger Größe den geretteten und den verlorenen Schächer am Kreuz darstellen, gleichsam als Typen der Menschheit.

Nachher kam in die Sakristei eine gebildete und wohlhabende Dame, die schon manche von Busch's Predigten gehört hatte. Man merkte ihr an, wie aufgeregt sie war. Aber, sich beherrschend, fragte sie: „Herr Pastor, glauben Sie wirklich, daß ich verloren gehen soll, wenn ich nicht ein anderer Mensch werde?“ Er antwortete ganz offen: „Das sage ich nicht allein Ihnen, gnädige Frau,

das sagt Ihnen die Bibel, und dazu bezeugt es Ihr eigenes Gewissen.“ Da sprang sie auf und rief, alle Höflichkeit vergessend: „Ich will das nicht mehr hören! Ich kann auch die Bilder vom Gericht nicht sehen, mit denen der Maler unsere Kirchenwände bemalt hat. Der steht wohl mit Ihnen im Komplott? Diese Ideen kann ich nicht vertragen!“ „Und ich kann Ihnen nur wiederholen“, erwiderte Busch, „wenn Sie sich nicht bekehren, dann gehen Sie verloren.“ Da eilte sie zur Tür hinaus.

Seitdem kam sie nicht mehr in Busch's Predigten, sondern ging zu einem modernen Prediger. „Der wird sie ja beruhigen und einseifen“, sagte Busch bitter, als er davon hörte. Und als er gefragt wurde, warum er denn so hart und offen gesprochen habe, entgegnete er: „Diese Frau hat die Erkenntnis der Wahrheit. Aber sie will ihr nicht gehorchen.“

Gerade bei äußerlich unscheinbaren Anlässen konnte Busch in seiner Wortverkündigung in besonders herzlicher Art manchen seelsorgerlichen Rat geben. Um nur eines zu nennen: Er hat jahrelang in einem großen christlichen Hospiz die Morgenandacht gehalten. Eines Tages im Kriege hatte Busch gesprochen über das Wort aus dem 5. Buch Mose: „Zuflucht ist bei dem alten Gott und unter den ewigen Armen.“ Kurze Zeit nachher schrieb ihm ein hoher Offizier, der eine Armee führte, einen Brief etwa folgenden Inhaltes:

„Ich habe an jenem Morgen mit den Dienstmädchen und Kellnern Ihre Worte gehört. Sie haben mich bewegt, daß ich, als ich wenige Tage später bei einem Offiziersessen im „Frankfurter Hof“ eine Rede halten mußte, diese Worte von der „Zuflucht unter den ewigen Armen“ zugrunde legte. Wohl gab's erstaunte Gesichter, denn das war nicht üblich. Aber dies Wort ist jetzt in unserem Stabe lebendig . . .“

Aber die tiefste Wirkung in seiner Seelsorge ging doch davon aus, daß Pastor Busch sich selbst unter das Wort stellte, das er ändern brachte. Dafür noch ein Bei-

spiel aus der letzten Zeit seines Wirkens. In der Zeit, in der er infolge eines leichten Schlaganfalls sich oft elend fühlte, wurde er zu einer Schwerkranken gerufen, ihr das Abendmahl zu reichen. Sie gestand auf seine Frage offen, daß ihr nicht so viel an dem Besuch liege, sie habe für Pfarrbesuche wenig Sinn; aber ihre Angehörigen hätten es gewünscht, und weil er nun einmal da sei, könne er ihr ja das Abendmahl geben.

Ohne eine Spur von Empfindlichkeit, trotz des weiten Weges (es war in einem andern Bezirk, den Busch nur zur Vertretung übernommen hatte), antwortete er: „So kann ich's Ihnen nicht geben. Sagen Sie mir lieber, warum Sie keine Pfarrersbesuche wollen.“ Die Kranke erwiderte, sie habe früher ein weltliches Leben geführt, und da sei manches nicht in Ordnung. Sie denke, solche Dinge wollten die Pfarrer herauskriegen, und dann „jaache se die Leut so herum!“, — das könne sie nicht brauchen. Busch setzt sich zu ihr und sagt: Wir beide sind in ganz ähnlicher Lage. Ich bin kränklich, und niemand kann wissen, wer von uns zuerst stirbt. Und wenn ich mein Leben überlege, so finde ich so viele Versäumnisse, alte Schulden wachen in schlaflosen Nächten auf und machen mir zu schaffen.“ Wie mag sich die Frau gewundert haben, daß der gefeierte Pfarrer mit ihr sich gleichstellte. „Aber in einem“, fuhr er fort, „ist doch ein Unterschied. Ich kenne den, der alles in Ordnung gebracht hat und mir Vergebung schenkt durch sein Blut. Den möchte ich Ihnen auch zeigen, dazu bin ich gekommen, aus keinem andern Grund.“ Sie wurde tief ergriffen und sagte nach einer Weile: „Geben Sie mir, bitte, das heilige Abendmahl.“ „Warum bitten Sie jetzt darum?“ „Weil ich auch den brauche, der alles ins Reine bringt zwischen Gott und mir.“ Das gab eine ernste, gesegnete Feier! Als Busch von ihr Abschied nahm, fragte er: „Habe ich Sie jetzt geplagt oder ‚herumgejaacht‘?“ — „Nein, Herr Pastor, Sie haben mir das Beste gebracht, was ich in der ganzen Welt nicht gefunden hatte.“ Der heimkehrende Mann

konnte sich nicht genug wundern, welche Veränderung mit seiner Frau vorgegangen sei. Und ihr Friede blieb, bis sie selig heimging.

Da war die alte Frau Dr. X, die sich selbst für sehr fromm hielt. Aber eines Tages berührte das Wort Gottes so ihr Herz, daß sie in innere Qual und Seelenkämpfe geriet. Eine Jugendsünde, die andere vielleicht für gar kein Unrecht hielten, stand vor ihrer Seele, daß sie keinen Blick mehr zum Heiland erheben konnte. In Verzweiflung hieß es: „Meine Sünde ist immer vor mir.“ Busch hatte oft versucht, ihr Jesu Gnade anzubieten in allerlei Form. Aber es half nichts. Es hieß bei ihr: „Meine Seele ist sehr erschrocken.“ (Pj. 6, 4.) Sie fühlte nur Gottes Zorn über sich und sah ein, daß sie ihn verdient habe.

Da kam Busch eines Tages zu ihr: „Frau Doktor, ich habe die Bibel schon oft ganz durchgelesen. Da fand ich wohl: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden“ Aber das Wort „alle außer Frau Dr. X“, das habe ich nirgendwo gelesen. Das Wort half ihr, daß sie die Vergebung dankbar annehmen und eine fröhliche Christin werden konnte. —

Es ist etwas Großes, wenn so einer dem andern helfen kann. Nicht immer gelang es. Busch hat auch die verschlossenen Türen und die Enttäuschungen erlebt. Einst traf er auf der Straße einen jungen Arbeiter, einen ehemaligen Konfirmanden, jetzt war er Maurergeselle. „Wie geht es dir? Warum besuchst du mich denn gar nicht mehr? Man sieht dich auch in der Kirche und in der Bibelstunde nie. Komm' doch einmal wieder!“ Der lachte: „Ja, so sagen die Pfarrer alle. Mir geht's gut auch ohne das. Jetzt will ich das Leben genießen, so lang' ich jung bin. Später vielleicht“ Damit ging er weiter. Eine Stunde später kam ein Zug Menschen die Straße herauf. Sie trugen eine Bahre. Darauf lag der junge

Mensch, mit dem Busch kurz vorher gesprochen hatte. Er war tot. Bei der Arbeit verunglückt

Es war eine vornehme Hochzeit. Hundert oder mehr Gäste in herrlichster Kleidung. Busch hielt eine einfache Trauredede, in der das Evangelium gepriesen wurde. Da kommt nach dem Festessen ein Offizier auf Busch zu: „Herr Pfarrer, heute habe ich zum erstenmal verstanden, daß das Christentum eine Sache ist, die immer bei uns sein kann.“ Und dann gab's inmitten des festlichen Trubels ein ernstes Gespräch über das Seligwerden. —

Bezeichnend für Busch's feine seelsorgerliche Art ist eine Stelle aus dem Briefe, den er seiner Frau schrieb, als diese den Sohn, der nach einer schweren Verwundung wieder ins Feld zog, zum Abschied besuchte: „. . . . So mußt Du denn unserm lieben Kriegsmann unser aller Liebe insgesamt präsentieren und ihn damit erfreuen,

und das kannst Du von uns allen am besten. Gott mache Euch beide stark, wenn es zum Abschied kommt, und lasse uns alle miteinander bei Jesu stehen im Glauben, daß wir eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens haben...."

Im Weltkrieg

Als im Jahre 1914 der Krieg ausbrach, da galt es für die zu Hause gebliebenen: „Betten schaffen für die Verwundeten!“ Dieser Ruf bewegte natürlich auch das Herz von Pfarrer Busch. Er berief sofort den Kirchenvorstand und erklärte: „Sehen Sie, wir haben die neue Kirche. Nun wollen wir unseren Gemeindefaal hergeben für ein Lazarett.“

Die Herren waren ein wenig bedenklích: „Man braucht doch ein Operationszimmer!“

Aber Busch ließ sich nicht beirren: „Wir können ja mit den Rollwänden kleinere Räume abtrennen. Sehen Sie, das gibt ein Operationszimmer.“

„Ja, aber einen Speisesaal?“ „Da nehmen wir die Galerie des Saales, das ist ein feiner, langer Raum.“ — „Ja aber, wir brauchen eine Küche? Und Räume zum Gemüseputzen und Kartoffelschälen?“

Busch lachte: „Das machen wir alles in meinem Hause.“

Und so geschah es. Und es entstand hier ein Musterlazarett. Man hat später all die kleinen Lazarette aufgehoben. Aber dies Lazarett blieb, trotzdem es nur 40 Betten hatte. „Der Geist dort!“ sagten die maßgebenden Herrn. Und wenn sie manches mal in einem Lazarett einen ganz verbitterten Menschen hatten, mit dem keiner fertig wurde, dann überwiesen sie ihn zu Pfarrer Busch. Der war der Vater seines Lazaretts, und die Soldaten waren seine Söhne.

Es hat einmal einer Busch gefragt: „Wie machen Sie das, Herr Pfarrer, daß Sie gar keine Schwierigkeiten mit den Leuten haben?“ „Ich habe drei gute Rezepte“, war

die Entgegnung. „Erstens: gute Behandlung, zweitens gutes Essen, drittens: Gottes Wort.“ Das war's.

Die Eltern Busch hatten es verstanden, den kalten Geist des Militärs aus dem Hause zu verbannen. Die Soldaten sollten Heimatluft atmen.

Als einmal Frau Pastor Busch in den Saal rief: „Meine Herren, bitte zu Tisch!“, da kam der aussichtsführende Feldwebel: „Aber Frau Pastor, das sind doch nicht „Herren“; da sagt man „Leute“. Und „bitte“ sagt man auch nicht beim Militär!“ Aber da hatte er sich böse verrechnet. „Was? „Helden“ sind das, die uns den Feind vom Lande ferngehalten haben, denen wir nur dankbar sein können. Meine Herren, bitte zu Tisch!“ Da schlich er davon, der Stolz, und verlegte seine Feldwebelwürde in sein Amtsstüblein. Aber schließlich hat er's auch verstanden, wie es gemeint war, er und seine Vorgänger und Nachfolger, und dann waren auch sie schließlich froh an der großen Familie. Ja, eine große Familie! Wie oft zog Busch mit seiner Kinderſchar abends noch ein halbes Stündchen hinüber in den Speiſeſaal. Und dann wurde geſungen: Volkslieder und Soldatenlieder. Und wenn man dann ſchloß mit dem Vers:

„Ein Tag, der ſagt's dem andern,
mein Leben ſei ein Wandern
zur großen Ewigkeit.“

Dann war die Ewigkeit nähererückt.

Es kamen nicht nur die mit den blutenden Wunden, es kamen Männer aus den Karpathen mit erfrorenen Gliedern, denen die Zehen und Fingerſpißen abfielen. Es kamen Gasvergiftete, deren Haut wie verbrannt war. Es wurden Magenleidende gebracht und Verſchüttete, deren Nerven ſtark mitgenommen waren. Es war ſtets ein Kommen und Gehen. Und oft kamen die Neulinge überraschend. Als man eines Sonntags aus der Kirche ging, rückte ein neuer Transport an. Vorher war nichts gemeldet worden und daher auch nichts gerichtet. Aber

da ging's: „Tischlein, deck dich!“ Die liebe alte Küstersfrau brachte ihre Sonntagsuppe, eine andere Frau lief und kam mit ihrem Braten an, der für ihre Familie bestimmt war, und so ging's weiter, bis alle satt waren. Mit großer Liebe wurden all die Jahre hindurch die Soldaten reichlich gespeist. Eine Dame schickte fast drei Jahre lang jeden Sonntag den fertigen Braten für die 30 bis 40 Mann. Drei andere Familien stifteten für je einen Abend Fleisch und Wurst. Firmen gaben freiwillig Waren oder Geld, und alte Mütterlein brachten etwa ein Gläschen Eingemachtes für die „lieben Soldaten“. Schulklassen kamen mit Obst, Blumen oder Tabak an.

Aber dann kam die Zeit der Brot- und Fleischmarken. Da wurde die Arbeit schwerer. Man mußte ganz genau sein, wenn man mit dem Zugeteilten auskommen und seine Soldaten sättigen wollte. Es wurde mit ganz besonderer Strenge darüber gewacht, daß die Soldaten das ihnen Zustehende bekamen. Es ist da in vielen Lazaretten gesündigt worden. Und das war vielfach der Grund für die unleidlichen Verhältnisse zwischen dem Lazarettpersonal und den Verwundeten: die Leute wurden nicht satt. Und andererseits war das eines der Hauptmittel, die fröhliche Stimmung in dem Lukasgemeinde-Lazarett zu erhalten, daß mit größter Genauigkeit für das Essen gesorgt wurde. So wurde z. B. trotz des beschränkten Raumes für die Familie immer besonders gekocht. Es war Busch ein Herzensanliegen, daß in dieser Hungerzeit auch nicht ein Milligramm der besseren Kost, die die Soldaten erhielten, den Seinigen zugute käme. Das merkten jene und waren dankbar, und das gab fröhliche Gesichter.

Aber das Hauptmittel zur Leitung des Lazaretts war Gottes Wort. Jeden Morgen, wenn Busch in seiner Familie die Hausandacht gehalten hatte, ging er hinüber zu den Soldaten. Gerne nahm er dabei seine Frau oder ein paar Kinder mit hinüber, damit der Gesang gut ginge. Da wurde dann ein Choral angestimmt. Busch las ein Bibelwort, und dann betete er aus dem Herzen, warm

und kindlich, wie es seine Art war. So wurde er ihr Seelsorger. Sie kamen mit inneren und äußeren Anliegen zu ihm. Er war ihr Vater, der stets für sie eintrat und mit ihnen immer verkehrte in dem Bewußtsein, daß sie die Helden seien, die für ihn und die andern geblutet und gekämpft hatten.

Ja, wenn es ans Abschiednehmen ging, dann gab's für Hauseltern und Soldaten immer eine schwere Stunde. Wie hatte man sich lieb gewonnen, und nun sollte solch ein junges Blut oder so ein würdiger Familienvater wieder hinaus in den männermordenden Krieg. Da kamen die Scheidenden noch einmal ins Pfarrhaus. Hier gab's noch ein liebes Wort auf den Weg und einen Packen Butterbrote auf die Reise. Auch ein Neues Testament steckte sich jeder mit Dank ein. Und dann ein Händedruck — lange standen die Pfarrersleut oft am Tor und winkten den scheidenden „Kindern“ ein letztes „Lebewohl“.

Nicht alle zogen sie zurück ins Feld, die Scheidenden. Manch einer durfte nach Hause zurückkehren mit schwerer Verletzung. Einer hat auch vom Lazarett aus die letzte große Reise angetreten. Das war ein junger Katholik, dem sein Priester die letzte Ölung gegeben hatte. Aber als es nun zum Sterben ging, war von den Seinen niemand da. Da setzte sich Pastor Busch an sein Bett. Es war eine unvergeßliche Stunde. In dem großen Saal, in dem es sonst viel brausendes Leben, Lachen und Schwätzen gab, war's heute totenstill. Alle lagen oder saßen lautlos auf ihren Betten, und Busch war neben dem in Atemnot Kämpfenden. Immer wieder sagte er ihm langsam ein Bibelwort, lauter herrliche Gottesworte, die einem Sterbenden im letzten Kampf Stärke, Kraft und Halt geben können. So oft er eine Pause machte, sagte der Totkranke, „Jesus, Jesus“, bis man ihn kaum mehr verstand. Und so starb er „Jesus“ auf den Lippen . . . „ . . . Wer so stirbt, der stirbt wohl . . .“

Die Kellner

Wer denkt schon an die Kellner! Die meisten Menschen schauen den Kellner nicht einmal an, wenn sie etwas bei ihm bestellen. Und doch ist hier ein Mensch mit einem lebendigen Herzen, mit ganz besonderen Nöten und einem ganz besonders schweren Beruf.

Die Kellner hatte Busch ganz besonders ins Herz geschlossen. Jahrelang ist er nicht nur Vorsitzender, sondern wirklich Vater im Kellnerheim in Frankfurt gewesen. Und einer von den lieben Kellnern schrieb nach dem Tode von Busch ganz erschüttert: „So wie Pfarrer Busch versteht uns Kellner niemand mehr.“

Die Kellner haben keine Zeit, Gottes Wort zu hören, wenn andere Leute Zeit haben. Ihr Dienst ist dann, wenn alle anderen Leute frei haben. Es gibt darum eine Arbeit an den Gasthofangestellten, die sich Mühe gibt, den Gasthofangestellten zu dienen und das Wort Gottes zu sagen, wenn sie können. Diese Arbeit leitet bis zum heutigen Tage der fromme und eifrige Geheimrat Eismann. Das ist ein Mann, dem es eine Lust ist, Menschenherzen für Jesus zu gewinnen. Manches Mal war er im Hause Busch. Und dann tauschte man seine Erfahrungen in dieser ganz besonderen Arbeit aus.

Da hat man zum Beispiel Weihnachtsfeiern eingerichtet. Die beginnen, wenn die Arbeitszeit des Kellners zu Ende ist, nämlich Nachts um 1 Uhr.

Da sitzen sie dann um den Weihnachtsbaum. Eine große Schar von Männern, alte und junge, alleinstehende und manche mit ihren Frauen, alles Kellner, aus großen und kleinen Wirtshausjalen, aus eleganten Hotels und bescheidenen Herbergen; manche wohlgepflegt und in der Fülle der Kraft, manche abgezehrt und hohlwangig; aber auf allen Gesichtern liegt die gleiche Erwartung, die gleiche Sehnsucht nach Weihnachtsfreude, um hier im traulichen Kellnerheim mit den Freunden Weihnachten zu feiern.

Prachtvoll kräftig ertönten liebe, altbekannte Weihnachtslieder, und dann redet Busch zu ihnen, und es ist merkwürdig, wie diese sonst so ernsten, stets beherrschten Gesichter erstrahlen oder wie sich da und dort ein Kopf sachte senkt, und leise, ganz verstohlen aus den Augen eine Träne rinnt.

Warum ergreift sie die Weihnachtsbotschaft so? Diese Kellner sind alle Menschen, die Heimweh haben; Heimweh nach Liebe und Vertrauen, Sehnsucht nach Herzlichkeit und Gemeinschaft, wo doch all ihre Tage dahingehen in gleichem Dienst! Immer bereit sein auf fremden Befehl, immer rennen und springen auf fremden Wunsch, stets höflich, stets korrekt, stets beherrscht und zurückhaltend sein bei allen Begegnungen des Tages, selten einen warmen Dank, nur hartes, kaltes Geld zum Lohne erntend, nie ein persönliches Wort, kaum einen dankbaren Blick empfangend. Da wächst im Herzen riesengroß Heimweh, das heiße Sehnen nach etwas anderem, was nicht nur die Tasche, sondern auch die lechzende Seele füllt. Aber „selig sind die, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.“

Eines Abends hatten die Angehörigen Busch zur Bahn gebracht. Er mußte die Nacht durchfahren zu irgendeiner Konferenz. Glücklicherweise fand er ein leeres Abteil, richtete sich häuslich ein und stand dann noch am Fenster: „Jetzt will ich aber einmal fest schlafen. Ich bin todmüde.“ Da, im letzten Augenblick, kam noch einer an: „Ah, Herr Pfarrer, Sie fahren auch mit! Da will ich mich gleich zu Ihnen setzen.“ — Der Zug fuhr ab, und seufzend dachten die Angehörigen beim Nachhausegehen: „Ach, daß er aber auch nie Ruhe hat!“ — Später stellte sich einmal ein Kellner, — eben jener Mann — vor und erzählte: „Als innerlich zerrissener, zweifelnder Mensch bin ich in jener Nacht in den Zug gestiegen. Aber Busch hat nicht umsonst seine Nachtruhe geopfert. Als ich in Stuttgart ausstieg, war in meinem Leben leuchtend die Sonne Jesus Christus aufgegangen.“

Die Gemeinschaft

Busch hat einmal seinem Sohne, als der heranwuchs, folgenden Rat gegeben: „Halte dich immer zu den „Stillen im Lande“, da wirst du Stärkung und Rückhalt finden. Weißt du, man hat an den Gemeinschaftsleuten wohl allerlei auszusetzen. Denn die Welt freut sich, wenn sie an gläubigen Christen Fehler findet. Aber laß dich durch dies alles nicht abhalten. Wo man das Kreuz Jesu preist und in seinem Dienst stehen will, da mußt du denken: Hier ist mein Platz! Zu denen will ich mich halten.“

Und jungen Theologen und auch alten hat Busch oft den Rat gegeben: „Ihr müßt immer mehr lernen, durch Dick und Dünn mit dem Volke Gottes zu gehen.“

Er hat diesen Rat nicht nur gegeben, sondern auch selbst befolgt. Er suchte Gemeinschaft mit den „Brüdern“. Er war überall zu finden auf den großen Gemeinschaftskonferenzen, im Dilltal oder auf der Tersteegenruh-Konferenz in Essen, im Osten unseres Vaterlandes, wie im Siegerland.

Als er einmal von seinen Evangelisationen erzählte, da sagte er: „Ich gehe nicht auf die Kanzel oder ans Rednerpult, ehe ich nicht eine Anzahl Brüder zusammengebracht habe zu einer Gebetsgemeinschaft. Auch in seiner eigenen Gemeinde in Frankfurt hatte Busch einen kleinen Gemeinschaftskreis. Ja, es kommt bei solcher Gemeinschaft nicht auf die Zahl der Teilnehmenden an. Es waren nicht viele, die sich da versammelten. Da saß der Küster und der prachtvolle alte Bankdirektor Bansa, da saßen ein paar ältere Fräulein und ein Studienrat, zwei, drei Arbeiter und die Gäste und Familie aus dem Pfarrhaus. Da sang man und las Gottes Wort und besprach es, und ich denke mir, hier hat Busch sich manches Mal Kraft geholt für seinen schweren Dienst.“

Solche Gemeinschaft suchte und pflegte Busch überall. Busch hat ganz besonders die Schwäbische Alb, die Heimat seiner Frau, geliebt. Jedes Jahr ging's hierher in die

Serien mit der gesamten Familie. Und da genoß man nicht nur die herrliche Landschaft, sondern auch die köstliche Gemeinschaft mit den Brüdern. Davon erzählt eins, das dabei war:

Heute ist Monatsstunde in Würtingen! Morgens in aller Frühe fährt ein Leiterwagen vor, und im Nu ist er besetzt: die ganze Familie, Große und Kleine, einige Männer und Frauen, die auch mitwollen, ein paar Tanten und Onkel, wenn sie sich freimachen können. Und nun die köstliche Fahrt in den lachenden Sommertag. Durch grünen Wald die steile Steige hinab, durch das saubere Städtchen Urach, wieder hinaus auf die weiße Landstraße. Langsam beginnt die Straße zu steigen. „Das wird den Pferden zu viel“, sagt Busch und steigt ab, und ihm nach alles, was laufen kann. Da geht's denn durch herrliche Waldwege bergan, die Vögel singen, der Himmel über ihnen strahlt: „Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“ Oben treffen sie wieder den Wagen, und in fröhlichem Trab geht's weiter. Jetzt wird tüchtig gesungen, und schon kommt Würtingen in Sicht. Am Dorfeingang stehen sie schon, die uns mit Freuden erwarten: der Bauer soundsso, das Dorle, Frau Witwe R. und wie sie alle heißen. „Geht auch mit uns!“ heißt's dann von allen Seiten, und vor lauter Gastfreundschaft kommt man recht in Not, wo man nun hin soll. Da wird das Heer geteilt: „Ihr geht dahin, ihr dorthin und ihr zu jenen“ usw., und freudestrahlend ziehen die Gastgeber mit ihren Gästen ins Haus, wo in der niedrigen Wohnstube auf dem Tisch die gute Nudelsuppe dampft. Da sitzen auch schon andere liebe Gäste, die von Reutlingen, von Holzelfingen und von allen möglichen -ingen und Himmelsrichtungen kommen.

Es ist ein Uhr. Heiß brennt die Sonne. Aber in der Kirche ist's schön kühl. Hier kommt nun alles zusammen. Bald sind sämtliche Plätze besetzt. Unten die Frauen, oben die Männer und vorn auf den Altarstufen auf Stühlen die leitenden Brüder. Die zwei Stunden gehen im Fluge

herum, denn jeder redet kurz und packend in seiner Mundart. Da werden nicht leere Worte gemacht, da spricht man von den Wirklichkeiten unseres Glaubens. Oft ist's dann aus dem Herzen gesungen:

„Hallelujah, welche Höhen,
welche Tiefen reicher Gnad',
daß wir dem ins Herz sehen,
der uns so geliebet hat . . .“

Mancherlei

Ich mußte furchtbar lachen, als mir mal jemand erklärte: „So ein Pfarrer habe das bequemste Leben von der Welt. Sonntagsmorgens hält er so ein bißchen eine Predigt und dann ist er für die ganze Woche fertig.“

Vielleicht denkt manch ein Leser auch so. Und da muß ich sagen: „Du hast ja keine Ahnung, wie reich und vielseitig, aber auch wie ausgefüllt das Leben eines Großstadtpfarrers wie Busch ist. Da sind über hundert Konfirmanden, die wollen unterrichtet, besucht und betreut werden. Da muß man an die vielen denken, an die tausende, die schmollend in ihrer Wohnung sitzen und denken: „Für mich hat der Pfarrer ja wohl nie Zeit.“ Da sind die Kranken und die Alten, die auf einen Besuch warten. Aber in die Krankenhäuser sollte man auch gehen; denn da haben die Leute einmal Zeit für Gottes Wort und für einen Besuch des Pfarrers.

Und um die konfirmierte Jugend muß man sich kümmern. Und die Mädchen wollen wieder anders behandelt sein wie die jungen Männer. Und da ist der Frauenverein mit all den wackeren Frauen, die so treu in der Gemeinde mithelfen. Die wären bestimmt ärgerlich, wenn der Pfarrer nicht zu ihnen hereinkäme und ihnen etwas erzählte und ihnen eine Andacht hielte. Und wenn man sich schon besonders um die Frauen kümmert, dann wollen die Männer auch etwas Besonderes haben. Sieh, da ist der Männerabend, bei dem es oft heiß hergeht.

Und dann sind die Kindtaufen und die Hochzeiten und die Silberhochzeiten und manches Mal auch Goldene. Da soll ein ordentliches Wort gesagt werden, was den Leuten den Weg zur Seligkeit weisen kann. Und wehe dem Pfarrer, wenn er nicht ein Stündchen Zeit hat, um eine Tasse Kaffee mitzutrinken. Man würde ihn als einen hochmütigen Kerl in Grund und Boden verdammen. Und er tut's ja auch so gerne, wenn er ein rechter Pfarrer ist, dem seine Gemeinde über alles lieb ist und der jede Gelegenheit ergreift, seine Botschaft auszurichten.

Und dann ist da der Kindergottesdienst. Und vor allen Dingen der sonntägliche Hauptgottesdienst. Da darf er doch nicht unvorbereitet etwas schwätzen. Da muß er in die Stille gehen und über den Bibeltext nachdenken und in die Tiefe graben.

Und jetzt haben wir nur so ein wenig von dem ganz alltäglichen Dienst gesprochen. Und im Leben von Dr. Busch war ja so vielerlei, was ihm noch ganz besonders ans Herz gelegt war. Da war das Martha-Haus, eine Haushaltungsschule. Hier kam er dann jede Woche einmal hin, und dann hörte in dem Hause all das Rennen und Laufen auf, und dann sprach man von den göttlichen Dingen. Mitten in der lärmenden Großstadt, mitten im Getriebe der Arbeit war hier eine stille Stunde, ein Aufblicken zur Ewigkeit, in deren Glanz das Kleine klein, das Große groß wird.

Da ist der Baseler Hof. Ein großes Hotel. Jeden Morgen geht er dort hin und hält eine Morgenandacht für die, die danach verlangen. Da sitzen Reisende und vornehme Gäste neben dem heimweh-kranken Liftboy und dem gewandten Zimmermädchen. Und sie sind froh, daß ein Seelsorger sich ihrer annimmt.

Da ist das Frankfurter Diakonissenhaus, dessen Leitung ihm übertragen wird. Da kommen die Rufe an ihn aus Städten und Dörfern um Festpredigten und Evangelisationen.

Da reist er im Auftrag der „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums unter Katholiken“ durch Österreich und Spanien, besucht die kleinen kämpfenden, lebendigen Gemeinden und trägt sie von da ab betend auf dem Herzen.

Da ist die Arbeit der Mission. Wie könnte es auch anders sein? Wenn die Baseler Mission ihre großen Fragen berät, dann ist dieser Mann dabei. Und er ist wirklich dabei.

Als es darum ging, ob man die Missionsarbeit in Togo aufnehmen solle, da war es ihm ein solcher Gebetsgegenstand, daß doch eine so wichtige Arbeit nicht am Unglauben und der Schwerfälligkeit der Christen scheitere. Und als die Arbeit beschlossen wird, da kann er die Freude nicht für sich behalten. Er telegraphiert nach Hause: „Arbeit in Togo beschlossen!“ Und dann bricht da ein Jubel los, als habe man das große Los gewonnen.

Nein, ein bequemes Leben ist solch ein Pfarrerverleben nicht. Aber reich ist es und herrlich, wenn diese vielen Aufgaben nicht zur Vielgeschäftigkeit und Zerfahrenheit führen.

Busch kannte das Mittel, dieser Gefahr zu wehren: die heilige Konzentration auf den Dienst am Wort durch das Wort. Ein Diener des Wortes und sonst nichts hat er sein wollen und ist er mit großem Ernst und ganzer Treue gewesen, geworden durch Gottes Gnade. So hat er die Gefahr vermieden, sein heiliges Amt, das Predigtamt bleiben muß, wenn es nicht Scheinwerk werden soll, aufzulösen in allerlei an sich löbliche Wohlfahrtsdienste auf sozialem, sittlichem und religiösem Gebiet und es zu entwürdigen zu einem Vereinsbetrieb, der zwar allerlei Menschen und Kräfte in Bewegung setzt und Augenblicksbedürfnisse befriedigt, aber keine Ewigkeitsfrucht schafft, weil die Gotteskraft im Wort nicht entbunden wird. Das wußte er, und diese Überzeugung stand hinter all seiner Arbeit, daß Kirche Christi anders nicht gebaut werden kann als durch das Wort.

Der Heimgang

Eine seiner Töchter erzählte: Es war auf unserer lieben Schwäbischen Alb. Der Abend senkte sich langsam hernieder. Tiefer sank die Sonne. Vater wanderte mit mir vom Hohen-Neuffen heimwärts. Und als wir auf dem Feldweg zu dem kleinen Hügel kamen, da verlassen ein Bäumlein steht, wandte sich Vater um. Ich hatte das Gefühl: Er will Abschied nehmen, Abschied nun von der herrlichen, trozigen Burg dort und all der Schönheit ringsum. Und als er zurückschaute, geschah das, was ich nie vergessen werde, auch niemals beschreiben kann. Es war, als ob Gott eine Tür öffne und uns hineinschauen lasse in seine himmlische Herrlichkeit. Golden waren mit einem Male die Felder, die Wälder, die Wiesen und die Bäume. Der Himmel war wie ein goldenes Meer, und der Neuffen dort auf dem Berge war wie die himmlische Stadt mit goldenen Gassen.

Vaters Angesicht schaute wie verklärt in die Herrlichkeit. Als er sich wieder nach mir wandte, schloß Gott seine Türe zu. Dämmerig ward es in den Feldern, schwarz und schweigend stand der Wald. Still wanderten wir weiter. Und dann hörte ich, wie Vater vor sich hin sagte:

„Welch' hohe Lust, Welch' hoher Schein
wird wohl in Christi Garten sein!“

*

Vater kam von Essen zurück, wo er einen Vortrag gehalten hatte. Noch in Hut und Mantel ging er zum Klavier und spielte und sang:

„Ein Tag der sagt's dem andern,
mein Leben sei ein Wandern
zur großen Ewigkeit,
O Ewigkeit, du schöne,
mein Herz an dich gewöhne;
mein Heim ist nicht in dieser Zeit!“

„Das haben wir im Hause meines Essener Gastgebers so herrlich gesungen“, sagte er aufstehend. Und alle empfanden, wie tief ihn dieser Vers berührt hatte.

*

Der letzte Sonntag in Frankfurt mit seinen mancherlei Aufgaben fiel ihm besonders schwer. „Ich bin nur noch ein Scherben“, sagte er nach dem gesegneten Gottesdienst zum Küster.

Am Abend reiste er ab nach Stuttgart. In der Bahn setzte sich ein Kellner zu ihm, der eine christliche Konferenz besucht hatte und innerlich angefaßt war. Lange sprachen sie miteinander. Dann sagte Vater: „Jetzt muß ich ein wenig schlafen. Ich bin so müde.“ Aber schon bald raffte er sich wieder auf: „Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen!“ Und dann widmete er sich ganz dem Manne, für den diese Nachtfahrt eine Entscheidung für sein Leben wurde. —

Am Montag früh fuhr er nach seiner geliebten Schwäbischen Alb. Dort leitete er in großer Frische die Kirchweihmontagsstunde in der Kirche, zu der viele Gemeinschaftsleute von fern und nah herbeigekommen waren.

Am späten Nachmittag nahm Busch Abschied von Hülben, seiner zweiten Heimat. Er sollte dies liebliche Fleckchen Erde nie wiedersehen. Zu Fuß ging's wieder nach Urach. Von dort wollte er nach Meßingen fahren zu einer achttägigen Evangelisation. Der Weg wurde ihm furchtbar schwer. Immer wieder mußte er sich an den Wegrand setzen in großer Atemnot. Ein Begleiter sagte schließlich: „Jetzt gehe ich nach Meßingen und sage, Sie seien krank geworden. Sie könnten die Vorträge nicht halten.“ Da erwiderte er: „Wo ist denn Ihr Glaube? Man fängt doch nicht mit Ausfallenlassen an!“ Und wirklich konnte er in Meßingen in der vollen Kirche ganz frisch sprechen. Jeden Nachmittag hielt er eine Bibelfestunde, abends seine großen Vorträge vor einer großen Menge. Doch seine Schwachheit nahm zu. Ein Begleiter

hörte ihn eines Abends, als er die Kanzeltreppe hinaufstieg und die Gemeinde noch sang, laut sagen: „Herr, erbarme dich!“ Am nächsten Abend konnte er nicht mehr auf die Kanzel. Da blieb er vorn am Altar stehen und sprach von da aus. Dann wurde ihm auch der Weg zur Kirche zu viel. Da fuhren sie den Schwerkranken im Fahrstuhl zur Kirche. Wenn er aber am Altar stand, dann war's, als komme die Kraft Gottes über ihn, und er zeugte mit großer Freudigkeit vom Weg zum ewigen Leben.

Es kam der letzte Sonntag in Meßingen. Fünfmal sprach Busch noch an dem Tage. Dann war seine Kraft zu Ende. Seine Frau holte ihn nach Hause.

Und dann schenkte ihm Gott noch fünf Tage, in denen er sich zur Heimfahrt fertigmachte.

Pfarrer Liz. Greiner sagte in der Gedächtnispredigt: „Es ist genau ein Jahr her, daß wir miteinander von unserm Sterben sprachen. Aus jenem ernstesten Gespräch ist mir neben manchem andern namentlich das noch deutlich in Erinnerung, daß der liebe Bruder drei Dinge für sein Ende von Gott sich wünschte: Daß er mitten in der vollen Arbeit sterben dürfe, daß er aber nicht plötzlich abgerufen werde, sondern noch eine Zeit der Zubereitung empfangen, und daß er bei vollem Bewußtsein in die Ewigkeit hinübergehen dürfe. Des treuen Gottes Gnade hat seinem Knechte auch die Erfüllung dieser Wünsche gewährt und ihm das Ende gegeben, des er wartete. Mitten in der ihm teuersten Arbeit hat ihn Gottes Ruf ereilt. Eine Woche der Vorbereitung auf den Tod war ihm noch vergönnt, Tage voll Not, aber auch voll Herrlichkeit, voll Kampf, aber auch voll Sieg, voll Tränen, aber auch voll Loben und Danken, Tage, die ihn mit den Seinen noch einmal aufs innigste verbanden, und von denen sie sagen konnten, daß es selige Tage gewesen seien. Und klar im Geiste bis zum Ende, hellen Auges dem Tod und dem, der mächtiger ist als der Tod, ent-

gegensehend, durfte er seine Seele aushauchen in den Armen der Frau, die er lieb gehabt . . .“

Nur eines war, das ihm das Sterben schwer machte: der Abschied von den Seinen. Er war ja erst 53 Jahre alt, und seine Kinder unversorgt. Das war ein dunkler Schatten, der sich über seine Sterbensfreudigkeit legen wollte. Als sein Amtsbruder einmal das Krankenzimmer verließ, da rief er ihm nach: „Tentatio, lieber Bruder, Tentatio!“ (Glaubensprobe in der Versuchung!) Schon im Sommer hatte er einmal seinen jüngsten Sohn zu sich gerufen: „Küsse mich! Wenn ich dich nur noch großziehen darf!“ Und nun war die Abschiedsstunde da und war so schmerzvoll.

So hat er sich durch diese Tentatio (Anfechtung) durchringen müssen. Und Gott kam ihm entgegen. Es war am Samstagabend. Draußen läuteten die Glocken den Sonntag ein. Da sagte er: „Wie ist es jetzt so still geworden. Es ist wie ein Abendleuchten. Gott hat mir alles aus meinem Herzen genommen, alle Sünde, allen Zweifel, alle Verzagtheit, alle Sorge um euch, er hat mir nur seinen Frieden geschenkt.“ Und dieser Friede war „wie ein Wasserstrom“. (Jes. 48, 8.) Er gründete sich auf die tiefste Christenerfahrung: die Erfahrung der Gnade Gottes. An sich selbst sah Busch nur Fehler. Aber über dem stand ihm ganz groß und leuchtend die Gnade. Das ist doch das größte Wort in der Bibel: „Der dir alle deine Sünden vergibt“, so sagt er einmal. Und ein andermal zu seinem Amtsbruder: „An mir und meinem Leben ist nichts als Sünde, aber Gottes vergebende Gnade in Christo hat mich ganz rein gemacht, und darum bin ich getrost.“

„Was hat Gott an mir getan“, rief er einmal aus, „daß er mich aus der Welt herausgenommen hat!“ Den tiefsten Eindruck von seiner überströmenden Freude an der erfahrenen Gnade Gottes bekamen die Seinen eines Abends, als sie wieder zur Abendandacht an seinem Bett versammelt waren. „Was sollen wir singen?“ fragte eins

von den Kindern. Im Blick auf den Schwerleidenden dachte ein jeder an Verse aus der Abteilung: „Kreuz- und Trostlieder.“ Er aber schlug vor und sang es mit:

„O, daß ich tausend Zungen hätte
und einen tausendfachen Mund!
So stimmt ich damit um die Wette
von allertiefstem Herzensgrund
ein Loblied nach dem andern an
von dem, was Gott an mir getan!“

Die letzte Nacht war für den Leidenden besonders schwer. Aber die selige Ewigkeit leuchtete so hell herein, daß diese Herrlichkeit unbeschreiblich war. Gegen Morgen schlummerte er ein. Doch bald quälte ihn der furchtbare Husten wieder. Seine Frau beugte sich über ihn: „Ich dachte, du dürftest heimgehen, und nun heißt's:

„Soll ich aber länger bleiben
auf dem ungestümen Meer . . .“

Da richtete sich Busch auf: „Meinst du, das Heimgehen sei so nah? Das wäre aber schön! das wäre schön! das wäre schön! — Sind wir allein, dann wollen wir zuerst noch miteinander beten. Aber danken.“

Dann nahm er Abschied. An alle Bekannte und Freunde trug er Grüße auf. Es war, als zögen alle noch einmal an seinem Geist vorbei: seine Freunde, seine Amtsbrüder, seine Konfirmanden, alle die, die ihm in den Gemeinschaften hin und her lieb geworden waren, die Verwandten und Kinder. „Sag's ihnen allen, sie sollen sich auch ganz bekehren, — nicht erst auf dem Sterbebette!“ — „Sag's doch allen, wie glücklich und selig mich der Heiland im Leben und Sterben gemacht hat.“

Indem kamen einige Kinder ins Zimmer. Während er sie noch freundlich grüßte, war es auf einmal, als ströme alles Blut in das blasser Gesicht. Seine Frau hielt ihn in den Armen. Da kam des Todes bittere Not. Die Frau aber rief laut: „Hier hat der Tod keine Macht;

hier hat der Heiland überwunden! Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?"

Da hatte sein Herz den letzten Schlag getan. „Ich aber will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Bilde.“ Ps. 17, 18.

Alle empfanden, was seine Frau in jenen Tagen schrieb: „Das Sterben meines Mannes war so selig, daß ich noch nicht trauern kann. Es ist mir noch, als stehe ich an der offenen Himmelstüre und genieße mit: „Was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz kommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.“ (1. Kor. 2, 9.)

Als am nächsten Tage zum erstenmal der älteste Sohn an des Vaters Stelle die Morgenandacht hielt, fand sich als Lösungsspruch des Tages das Wort Jesu: „Ich will euch nicht Waisen lassen; Ich komme zu euch.“ Da stand der Herr hell vor aller Augen.

